

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

10.1.1927 (No. 9)

# Karlsruher Tagblatt

Badische Morgenzeitung  
mit  
Industrie- und Handelszeitung  
Gegr. 1803 und der Wochenschrift „Die Pyramide“ Gegr. 1803

**SPORTBLATT**  
Doppelt: J. B. und  
in Handl.; Heinz  
Sport: Brinck  
Carl Jobb; für  
ge: Fräulein Dr.  
ever: ähnlich in  
ab: Mittelstraße 1.  
s: Gebanstraße 12,  
ultripe übernimmt  
der Redaktion von  
Hofstraße; Karlsruh:  
20. 21, 22, 1927

## Die französischen Senatswahlen.

Ein Erfolg der Linken.  
(Eigener Dienst des „Karlsruher Tagblattes.“)  
S. Paris, 10. Jan.

Bei den gestrigen französischen Senatswahlen wurden gewählt: 2 Kommunisten, 10 Sozialisten, 1 unabhängiger Sozialist, 1 Republikanischer Sozialist, 40 Radikalsozialisten, 32 Mitglieder der republikanischen Linken, 20 gemäßigten Republikaner und 2 Konervative. Gewinne und Verluste: Kommunisten 2 Gewinne, Sozialisten 8 Gewinne, Unabhängige 1 Gewinn, republikanische Sozialisten 1 Gewinn, Radikalsozialisten 2 Verluste, Republikaner 11 Verluste, gemäßigten Republikaner 1 Gewinn, Rechte unverändert. Im ganzen sind gestern 108 Senatoren zum Teil wiedergewählt, zum Teil neu gewählt worden. Charakteristisch für das Wahlergebnis sind die Gewinne der Kommunisten und Sozialisten, die jetzt im Senat wahrscheinlich eine besondere Gruppe bilden werden. Auf der anderen Seite haben die Republikanische Linke, d. h. Rechte und Zentrum, wesentlich an Mandaten verloren. Im Departement Seine, das bisher durch 3 Radikalsozialisten und 7 Republikaner vertreten war, zu denen auch Millerand zählte, wurden in den Senat 2 Kommunisten, 3 Sozialisten, 1 unabhängiger Sozialist, 2 Radikalsozialisten und 2 Mitglieder der Rechten gewählt, was einen großen Erfolg für die Linke bedeutet.

Die heutige Morgenpresse ist in ihrer Ansicht über das Wahlergebnis geteilt. Während die linksblättrigen des Kartells und auch die sozialistischen Blätter den Erfolg der Linken unterstreichen, suchen die Blätter der Rechten nach Möglichkeiten abzuweichen und betonen, daß die Gewinne der Linken nicht genügen, um eine wesentliche Veränderung im Senat, der Hochburg der Rechten wie „Echo de Paris“ meint, herbeizuführen. Im großen und ganzen haben die Parteien vor allen Dingen im Departement Seine, Loire und Rhône gewonnen, während auf der anderen Seite Verluste in den Departements Vosges und Haut Rhin festzustellen sind. Die Hauptgewinner aus dem österreichischen Wahlsieg, der übrigens niehergefallen ist, sind die Kommunisten und Sozialisten. Die Kommunisten kommen überhaupt zum erstenmal in den Senat.

Wahlergebnisse aus dem Elsaß  
Aus Straßburg geht uns nachstehende Aufstellung über das Ergebnis der Senatswahlen im Elsaß zu:

- Unter-Elsaß:  
Ver. Elsaßische Volkspartei (Zentrum und Demokraten) sämtlich gewählt: Lazare Weiller 770, Abbé Müller 729, Eccard 725, Comte de Leuffe 675, Diebold Weber 650. — Elsaßische Fortschrittspartei: Georg Wolf 163, Camille Dablot 140, Altmendinger 64, Walter 60, Schneider 73. — Concentration Republicaine: General Hausslieb 222, Simonie 113, Walter 253, Wehrung 200, Bang 127. — Sozialisten: Bürgermeister Petrottes 172, Beigeordneter Lugs 112, Niebel 127, Wolf 115 und Deimburger 116. — Wilde Kandidaten bzw. ohne Aufstellung gewählt: Notar Jäger 180, Graf Andlau 57, Delfort 8, Wendmann 18, Schussene 12, Weill 1, Walter 8 und Herbert 1.
- Obere-Elsaß:  
Ver. Elsaßische Volkspartei (Zentrum und Demokraten): Jourdain 534, Bourgeois 515, Gehaupt 534, Helmer 534. Sozialisten: Wich 150. Die Radikalen haben durchschnittlich 100 Stimmen, und von Colmar meldet man eine Heimatbündliche mit ebenfalls durchschnittlich 100 Stimmen.

Im Elsaß ist bekanntlich die Elsaßische Volkspartei (Zentrum) der weitaus stärkste Faktor. Trotzdem die Parteileitung eine Reihe von Nationalisten entschiedenem Führung, z. B. den „Comte de Leuffe“ und den General Bourgeois aufgestellt hatte, so mußte man doch von vornherein damit rechnen, daß trotz weitgehender Ablehnung dieser Leute durch das Volk die Parteileitung auf diese Männer in den Senat durchdrücken würde. Der Comte de Leuffe ist bekanntlich 1924 in der Abgeordnetenwahl glatt unterlegen. Bei dem bestehenden französischen Wahlsystem zum Senat ist aber die Parteileitung in der aktuellen Lage, sich über den Volksstimmen hinwegsetzen zu können, solange sie annehmen kann, daß die Disziplin in der Partei allen zum Trost gewahrt wird. Erreicht ist es, daß die Elsaßische Fortschrittspartei, die streng Heimatrechtlich auftritt, und vor allem für Erhaltung

der deutschen Kultur eintritt, bereits nach wenigen Wochen des Bestehens immerhin recht beachtliche Stimmen auf sich vereinigen konnte, hat doch Georg Wolf, der vielversprechende „Deutschstümmführer“, 163 Stimmen. Gegen den Generalrat Wehrung, der auf der Liste der Concentration Republicaine steht, war im Wahlkampf geltend gemacht worden, daß er noch 1918 erklärt habe: „Wir gehören zu Deutschland und wollen bei Deutschland bleiben!“ Trotzdem man ihm dieses „Verbrechen“ vorgeworfen hat, erhielt er 200 Stimmen. Die aus dem Ober-Elsaß gemeldeten 100 Heimatbündlerischen Stimmen gewinnen ebenfalls besondere Bedeutung, wenn man bedenkt, daß weite Kreise der elsässischen Volkspartei (Zentrum) ebenfalls der Heimatbündlerbewegung angehören, aber doch wiederum durch Parteizucht der Zentrumsliste angeführt wurden. Wie es nicht anders zu erwarten war, hat also im Elsaß die Senatswahl eine wirkliche Scheidung zwischen Heimatbündlerisch-autonomistisch und französisch-assimilatorisch gerichteten Wählern nicht ergeben. Bei dieser indirekten Wahl tritt die Volkstimme nicht voll in die Erscheinung. Besonders wertvoll in diesem Sinne ist es, daß der bisherige Abgeordnete Abbé Müller in den Senat gewählt wurde und somit also wie im Falle Jourdain Nachwahlen zur französischen Kammer folgen werden. Hier wird das direkte geheime Wahlrecht aller Kreise der Volkstimme Ausdruck geben.

Ankunft der deutschen Delegierten in Paris.  
(Eigener Dienst des „Karlsruher Tagblattes.“)  
S. Paris, 10. Jan.

General Pawelisz und Geheimrat Fortner sind gestern nachmittag in Paris eingetroffen. Bei ihrer Ankunft erklärten sie den Journalisten, daß die Verhandlungen in der Vorbereitung der Vorkonferenz eine starke Position haben, da auf alle Fälle am 21. Januar die P.M. aufgehoben werden müsse. Die ganze Politik des Pariser Kabinetts zielt aufeinander darauf hin, für den Augenblick jede Aussprache über die Rheinlanddrängung zu vermeiden. Wahrscheinlich werde aber das Kabinettsprogramm einem Verzicht Deutschlands, das Münchener Programm zu erörtern, keinen Widerstand entgegenzusetzen können. Der „Matin“ meint, daß Briand seine Rolle als europäischer Friedensstifter völlig beibehalten würde, wenn er General v. Pawelisz zu verstehen gäbe, daß die Vorkonferenz im Osten Deutschlands ein Hindernis für die allgemeine Rüstungsbeschränkung als Vorprojekt des endgültigen Friedens sein würden. Der „Zentralpost“ behauptet, daß Deutschland durch seine Haltung gegenüber den zwei kritischen Punkten die Alliierten zu entzweien trachte, indem es England in der Frage der Herstellung und der Auslieferung von Kriegsmaterial nachgebe, aber die französischen Forderungen wegen der Disbefestigungen ablehne. Wenn die Alliierten unter sich einig blieben, würden sie von Deutschland Genußnahme erhalten.

Die Rückgabe des deutschen Eigentums in Amerika.  
New York, 10. Jan.

Eine Sonderkommission des Finanzschusses des Senats beschäftigte sich mit der Eigentumsverhältnisse des Senators Mellon, in der neu hinzugefügt worden ist, daß die Rückzahlungen für deutsche Schiffe Patente und Radiostationen hundert Millionen Dollars nicht überschreiten dürfen. Mellon erklärte auf Anfrage Senator Kings, der deutsche Vertreter der gemeinsamen Kommission, Kesselbach, habe seinerzeit ausdrücklich mitgeteilt, daß die früheren deutschen Eigentümer sich anspruchlos schriftlich damit einverstanden erklärt haben. Mellon teilte ferner mit, daß der deutsche Generalkonsul in New York Kewinski gegen die Nichtanzahlung der Zinsen vor langer Zeit protestiert habe. Dieser Protest solle anscheinend die Grundlage des Senatskampfes gegen die Vorkonferenz bilden.

Beginn der offiziellen Verhandlungen über die Regierungsfrise.  
Berlin, 10. Jan.

Wie die Blätter vermuten, wird Reichspräsident v. Hindenburg heute zunächst den Führer der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Abg. Müller-Franken empfangen und ihn ermutigen, Verhandlungen mit den Parteien für die Bildung einer neuen Regierung zu führen. Der „Montagspost“ zufolge werde Hermann Müller den Auftrag ablehnen, und Hindenburg werde dann entsprechend den parlamentarischen Grundregeln den deutschnationalen Parteiführer, Grafen Weizsäcker, mit der Regierungsbildung betrauen. Nach Ansicht der „Montagspost“ werde sich Graf Weizsäcker Bedenken aussprechen und wenigstens formale Verhandlungen mit den Parteien aufnehmen. Da sein Versuch unzulänglich sei, werde der Reichspräsident die Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius mit der Regierungsbildung beauftragen. Scheitert auch dieser, so bleibe als einzige Lösung, daß wieder ein Reichskanzler aus den Reihen des Zentrums komme, der abermals wie Dr. Marx ein Kabinettsleitete, das auf die Neutralität der Sozialdemokraten angewiesen sei.

Pressestimmen zur bevorstehenden Regierungsbildung.  
Berlin, 9. Jan. In den Ausführungen der Rechtspresse über die Forderungen der Deutschnationalen zur „Innen- und Außenpolitik“ schreibt die „Germania“, niemand werde es den Deutschnationalen verübeln, wenn sie auf ihren Grundfäden beharrten; aber die Deutschnationalen müßten auch daraus die Konsequenzen ziehen und sollten davon absehen, Gemeinschaft mit Parteien zu suchen, die grundsätzlich anders denken. Aus der Feststellung in der „Kreuzzeitung“, die Deutschnationalen beantragten, ihr innen- und außenpolitisches Programm weiterhin scharf innezuhalten, ergebe sich, so schreibt das Blatt, auch der Schluss, daß eine Zusammenarbeit mit den Deutschnationalen solange nicht möglich sei, als eine Einigung über das innen- und außenpolitische Programm nicht erfolge.

Der „Sozialdemokratische Pressedienst“ bezeichnet als noch nicht erledigte parlamentarische Kombination, die Regierung der Mitte, die sich mit den Stimmen der Sozialdemokratie behaupten und ihre Gesetzgebungsarbeit an die Sozialdemokratie antehne. Die Sozialdemokratie sei bereit, zum Beispiel eine Regierung Marx zu unterstützen. Der „Vorwärts“ bezeichnet die Koalition zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen Parteien als eine an sich nicht leichte Sache, aber es gehe, wenn man sich über bestimmte Aufgaben, die man gemeinsam lösen wolle, verständige.

Brandkatastrophe in einem Kino in Montreal.  
125 Tote.  
TU. New York, 10. Jan.

Während einer Vorstellung brach im Theater von Montreal (Kanada) Großfeuer aus, durch das das Theater völlig zerstört wurde. Nach der bisherigen Feststellung sind 125 Personen in den Flammen umgekommen, 75 mehr oder weniger schwer Verletzte wurden in das Spital eingeliefert. Fürchterliche Schreckensszenen spielten sich während des Brandes ab.

London, 10. Jan.

Nach Meldungen aus Montreal stellt das geistige Großfeuer in einem Lichtspieltheater eine der schwersten Kinofatastrophe dar. Bisher wurden 96 Tote geborgen. Man befürchtet, daß sich die Zahl der Opfer auf etwa 150 erhöhen wird. Die Zahl der Verwundeten läßt sich noch nicht annähernd übersehen. Die meisten der Opfer sind Kinder und jugendliche Personen. Das Kino befindet sich in dem Arbeiterviertel Montreals, dessen Bewohner bis zu 80 Prozent französische Kanadier sind. — Ueber den Ausbruch des Feuers werden folgende Einzelheiten gemeldet: Der Brand wurde kurz nach 2 Uhr nachmittags bemerkt, als das Kino für die Nachmittagsvorstellung mit etwa 1200 Personen, zumeist Kindern und Jugendlichen besetzt war. Sofort brach eine fürchterliche Panik aus, bei der die meisten Opfer niedergelassen und getötet wurden. Nach dem ersten Feueralarm stürmten die Kinder auf eine schmale Treppe, die unter der Last zusammenbrach.

## Die neue britische Reichsverfassung.

Das Problem der Monarchie.  
Von  
Dr. Hermann Lufft.

„Die erste unmittelbare Folge der Aenderung in der Verfassung ist die, daß der König an die Stelle der britischen Regierung tritt als der formale und tatsächliche Mittelpunkt des britischen Weltreichs“ — so äußert sich eine der führenden amerikanischen Zeitungen, und diese Aeußerung ist typisch; in Amerika sieht man in der britischen Reichsverfassung vor allem auch einen Sieg des monarchischen Gedankens. Diese Auffassung mag überraschen, denn die Monarchie in England gilt uns nur dem Namen nach als Monarchie, und mit gutem Grunde: nur die Privatperson des Königs ist unverletzlich, sie umgibt die ganze Majestät der königlichen Würde; the King can do no wrong — als Privatperson. Aber in seinen öffentlichen-rechtlichen Funktionen hat sich der König nach der englischen Staatstheorie durchaus „objektiviert“: „The King in Parliament“, „The King in Council“ sind an die Stelle der Person des Monarchen getreten, d. h. das Parlament, der Ministerrat, sind unmittelbar Träger, Verkörperungen der königlichen Macht. Was bleibt also dem König als Person an Macht? Er hat nicht einmal das Recht, das Parlament aufzulösen, einen mißliebigen Minister zu verabschieden, oder auch nur einen Minister gegen den Wunsch des Parlaments zu halten; sein Recht zur Unterscheidung der Gesetze ist eine reine Formalkraft. Und diesen Mann, der politisch so hilflos und machtlos ist, wie kein vollwertiger englischer Bürger (denn dieser hat doch immerhin das aktive Wahlrecht), macht also die neue englische Reichsverfassung zum Mittelpunkt der ganzen Reichsverfassung. Wohl gemerkt, sie gibt ihm keine Rechte oder Machtvollkommenheiten, wenn man davon absieht, daß der bisherige Vertreter der englischen Regierung bei den Dominien nunmehr zum persönlichen Vertreter des Königs gemacht wird und völlig losgelöst wird von der englischen Regierung. In den Dominien ist der König genau so machtlos wie in England. Selbst das Recht, Gesetzen der Dominien keine Unterschrift zu verweigern, — ein Recht, das bisher die Dominien immerhin noch unter eine gewisse Kontrolle der englischen Regierung brachte, wenn es auch so gut wie niemals ausgeübt wurde — wird in Zukunft in bezug auf die Dominien genau so rein formal sein, wie das gleiche Recht in bezug auf England es heute schon ist. Welches ist also die leitende Idee, bei dieser „monarchischen“ Neuordnung?

Wäre die neue britische Reichsverfassung vor dem Kriege vereinbart worden, man hätte sie wohl fast überall in Deutschland als das Ende des britischen Weltreichs, als eine Verhöhnung des monarchischen Gedankens empfunden. Inzwischen sind wir vorsichtiger geworden. Wir sind ja auch von der „Unsicherheit“ abgekomen, welche vor dem Kriege bei uns so verbreitet war, daß die einzelnen Dominien nur auf die erste beste Gelegenheit warteten, um sich vom Mutterlande loszulösen. Wir haben erkannt, daß es neben den politischen Formen und Organismen und neben den sachlichen Bindungen noch ein drittes in der Politik gibt: die persönlichen Kräfte und Kräftefelder. Gewiß, das englische Kabinettsamt ist ein Titel ohne Macht. Aber in der neuen Reichsverfassung ist es an die strategisch entscheidende Stelle gestellt. Und diese Stellung bedeutet nicht eine Form, sondern ein Amt und eine Aufgabe, auch wenn dahinter keine politischen Machtvollkommenheiten stehen.

Es bedarf zunächst der Erklärung, wie man zu diesem Ausbittelsmittel kam und kommen mußte. Das britische Weltreich stand in seiner anscheinend politischen bisher tatsächlich unter englischer Leitung. Der englische Staatsvertreter des Auswärtigen gab tatsächlich Takt und Ton in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an. Es gab Meinungsverschiedenheiten; schon vor vielen Jahren mußte den Dominien eine fast völlige wirtschaftliche Handlungsfreiheit angedeihen werden; auch in rein politischen Fragen waren die Dominien nach dem Weltkrieg einigermassen selbständig und kritisch London gegenüber geworden. Sicher ist jedenfalls, daß die Verhältnisse auf die Dauer nicht haltbar waren. Denn die englische Regierung ist ja wesentlich nur ein Exekutivauschuß des englischen Parlaments. Warum aber sollte dieser Exekutivauschuß den anderen Reichsteilen und deren Regierungen, die ja auch nur die Exekutivauschüsse ihrer Parlamente darstellten, die Politik diktiert? Warum sollte die Politik des ganzen Reiches abhängig sein von schwankenden und wechselnden Mehrheiten — konservativen, liberalen, arbeiterverteilenden des einen Reichsteiles Englands. Dagegen lehnten sich die selbstbewussten Kanadier, Australier, Neuseeländer, Südafrikaner auf. Die neue Reichsverfassung beruht auf dem Prinzip der Gleichwertigkeit der einzelnen Reichsteile; sie vermeint jede Ueber-

Legenheit des einen über den anderen. Da also die Einheit des Reiches weder in der Regierung des einzelnen Reichsteiles noch aller zusammen liegen konnte, und da man sich doch als eine höhere nationale Einheit empfand, mindestens fremden Völkern und Staaten gegenüber, und da man dieser Empfindung Ausdruck geben wollte, so ist man auf die Idee und den Begriff des Königtums zurückgegangen. Dies war vielleicht gerade deshalb nicht nur möglich, sondern ist populär, weil in diesem Königtum ursprünglich die Idee der Souveränität von Volk und Staat schroffer vorhanden war und sich gerade durch den „Objektivationsprozess“ der Idee des Königs lebendiger erhalten hat.

Man hat sich bei uns überlegt, ob die neue englische Reichsverfassung eine Personal-Union oder eine Real-Union darstelle. Sie scheint uns weder das eine noch das andere zu sein, sondern sie ist wesentlich Ideal-Union, trotz des reichen Gesamtvermögens, das an Menschenzahl, Land, Industrie, Kolonien, weissen Zielungsgebieten die einzelnen Teilhaber in die Gesamtform eingebraucht haben.

Darin liegt zweifellos eine neue Auffassung von Monarchie. Die Monarchie wird hier nicht definiert durch Rechte und Machtvollkommenheiten, sondern durch eine Aufgabe, die sie zu lösen hat. Wo die vorhandenen Organe und Organisationen des Staates veriauen, nicht aus verfassungsmässiger Unzulänglichkeit, sondern aus persönlicher Unzulänglichkeit, da tritt die Idee des Königs selbst in die Erscheinung, durch welche diese Idee verwirklicht wird. Sicherlich liegt hierin eine grundsätzliche Anerkennung und eine mächtige Neubebung des monarchischen Gedankens. Allerdings ist nicht gesagt, daß der König als Person selbst die Lösung finden muß. Wesentlich ist, daß das königliche Amt sie findet, einerlei in welcher Person es vertreten wird: dem Monarchen selbst oder einem Vertrauensmann von ihm, oder einem Mann, der sich aus eigener Tätigkeit zu der Aufgabe qualifiziert.

Wenn diese Auffassung vom britischen Königtum neu ist, so ist sie doch auch wieder uralt: eine in tausendjähriger Entwicklung erprobte Staatsweisheit lebt hier wieder auf. Denn man darf europäisch kontinentale Vorstellungen vom Königtum, wie sie allerdings erst unter der absoluten Monarchie des 18. Jahrhunderts und unter der heiligen Allianz endgültig geformt worden sind, nicht auf Eualand übertragen. Niemand in England oder in den Dominien denkt an eine persönliche Königsvererbung in Durchbrechung des bestehenden parlamentarischen Systems. Sondern das Königtum ist heute berufen zu der gleichen Rolle dem neuen Weltreich gegenüber, die es in der Durchbildung der Verfassung Eualands bisher gespielt hat: es soll aus der lebendigen Wirklichkeit der Probleme und aus den lebendigen Erfahrungen heraus die sachlichen Organisationen des britischen Weltreiches durch den „Objektivationsprozess“ der Person in das staatliche Organ erst entwickeln.

Die Aufgabe, vor die heute das britische Königtum gestellt ist, ist bei der Schwierigkeit, wenn nicht kritischen internationalen Lage kein Kinderpiel. Die Zeiten einer repräsentativen Existenz sind vorbei. Werden aus der Idee des englischen Königtums die Männer hervorzurufen, welche die Aufgabe lösen werden? Dies ist die Frage, auf welche die Geschichte selbst ihre schicksalsschwere Antwort geben wird.

**Schwere Kämpfe auf Sumatra.**

London, 8. Jan. Nach einer Neutermeldung ist die Lage an der Westküste Sumatras in dem Gebiet von Padang außerordentlich ernst. Im Sioempoeer-Distrikt kam es zu schweren Kämpfen zwischen Militär und Aufständischen, wobei hundert Aufständische getötet und 550 gefangen genommen wurden.

**Tagung des Deutschen Luftfahrerverbandes.**

WTB, Berlin, 9. Jan.

Der Deutsche Luftfahrerverband ist heute hier zu einer außerordentlichen Tagung zusammengetreten, an der auch Vertreter des Reichsverkehrsministeriums teilnehmen. Der Luftfahrttag beschäftigte sich in erster Linie mit der Beratung von Maßnahmen, welche dem durch die Bestimmungen der Pariser Luftfahrtvereinbarung vom Mai 1926 bedrohten deutschen Flugsport gelten sollen. Im Anschluß an Referate zu diesem Gegenstand beschloß der Verband, schon in diesem Jahre aus eigener Initiative Flugveranstaltungen im ganzen Reich durchzuführen und auf diesem Wege werbend zu wirken und gleichzeitig Mittel für die flugsportliche Betätigung zu gewinnen. Zur Lage im besetzten Gebiet faßte der Luftfahrttag einstimmig einen Beschluß, in dem der Erwartung Ausdruck gegeben wird, daß von der deutschen Regierung Schritte unternommen werden, um auch im besetzten Gebiet der deutschen Luftfahrt die ihr zustehende uneingeschränkte Freiheit wiederzugeben.

**Die amerikanisch-mexikanische Spannung.**

Newyork, 9. Jan.

Von Virginia sind 53 amerikanische Kriegsschiffe zu den Wintermanövern in der Guantanamo-Bai ausgetaucht. Zwischen Coolidge und Kellogg fanden erneute Besprechungen über die Lage in Mittelamerika statt. Man hofft, daß das Vorgehen Amerikas von Erfolg gekrönt sein wird. Präsident Coolidge äußerte in einer neuen offiziellen Erklärung, daß er die volle Verantwortung für die amerikanische Politik in den letzten Wochen übernehme. Amerika ist nach weiteren Meldungen aus Washington nach wie vor zum Ausserachtlassen der Mexikofrage entschlossen, falls Mexiko die amerikanischen Dekonzessionen beschlagnahmen sollte. Wie aus Mexiko gemeldet wird, hat Präsident Calles einer Gruppe amerikanischer Schriftsteller, Geistlicher und Geschäftsleute eine Unterredung gewährt, in der er erklärte, er sei bereit, die anfänglich der Petrokumengesellschaft Mexikos mit der Washingtoner Regierung entstandenen Schwierigkeiten dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, wenn dies der einzige Weg sei, eine größere Drohung für Mexiko zu vermeiden. Der Präsident gab der Meinung Ausdruck, daß die Zurückziehung der Anerkennung seiner Regierung durch die Vereinigten Staaten den unmittelbaren Ausbruch der Revolution in Mexiko zur Folge haben und von seinen Feinden als Ermunterung hierzu angesehen werden dürfe. Er hob hervor, daß die Überwindung der Angelegenheit an das Haager Gericht ohnehin eine Gefährdung der Souveränität Mexikos bedeute.

**Die Flucht aus Hankau.**

Paris, 9. Jan.

Wie die „Chicago Tribune“ aus Schanghai meldet, sind fünf amerikanische Passagier- und Frachtschiffe an Hankau angekommen. Außerdem wird dem Blatt aus Schanghai berichtet, daß der erste Transport Flüchtlinge aus Hankau und den anderen am Yangtse liegenden Häfen gestern nachmittag wohlbehalten in Schanghai eingetroffen sei. Es handelt sich um etwa 50 amerikanische und 350 englische Frauen und Kinder, hauptsächlich die Familien von dort ansässigen Geschäftsleuten und Missionaren. Angesichts der Unmöglichkeit, die 4000 Personen umfassende ausländische Kolonie von Schanghai abzutransportieren, eruchten die ausländischen Konsulate nach einer gemeinsamen Beipredung ihre Regierungen, alle verfügbaren Kriegsschiffe nach Schanghai

zu entsenden, da angenommen wird, daß die Kanton-Truppen gegen Schanghai vorrücken. In Südjapan ist ein Expeditionskorps zusammengestellt worden. Englische Hilfe wird von Hongkong erwartet. Ueber die französische Konzeption in Schanghai ist der Belagerungszustand verhängt worden.

**Schwedische Rüstungen.**

Schwedens Neutralitätschutz. — Aufsehen-erregende schwedische Flottenvergrößerungspläne.

(Von unserem nordischen Vertreter.)

as, Stockholm, 10. Jan.

Die gemäß einem Beschlusse des schwedischen Reichstags vom Jahre 1925 ernannte große Flottenkommission hat vor kurzem ihre Arbeiten beendet. Das Kommissionsgutachten ist dieser Tage veröffentlicht worden. Dasselbe hat großes Aufsehen erregt, da es hinsichtlich des Neutralitätschutzes Schwedens sehr beachtenswerte Grundzüge aufstellt und, in Übereinstimmung mit diesem, eine erhebliche Kräftigung der schwedischen Küstenverteidigung verlangt.

Das Kommissionsgutachten erklärt unter Hinweis auf die während des Weltkrieges gemachten Erfahrungen, daß eine ausreichende Aufrechterhaltung der Neutralitätsmacht eine bedeutende Anzahl leistungsfähiger Einheiten erfordere. Wenn es sich darum handle, Neutralitätsverletzungen zurückzuweisen, sei es notwendig, daß die „Einheiten“, welche den eigentlichen Wächterdienst ausführen, durch kräftigere Stärken unterstützt werden. Eine Neutralitätsverletzung schwerer Art könne unter Umständen den Einsatz ebenso großer und leistungsfähiger Kräfte erheischen, wie sie erforderlich wären, um sich gegen ein direkt feindliches Unternehmen zu verteidigen. Somit sei der Besitz einer durchaus operationsfähigen Küstenflotte unter gewissen Umständen eine unerläßliche Bedingung der bloßen Neutralitätsbeibehaltung.

Die Kommission schlägt demgemäß eine aus folgenden Einheiten bestehende Küstenflotte vor: eine aus vier Fahrzeugen bestehende Panzerkreuzer-Division, zwei Jäger-Divisionen, je aus vier Schiffen bestehend, einen „Hangar-Kreuzer“, zwei Divisionen Bedeckten-Schiffe, zusammen acht Fahrzeuge, neun Unterseeboote und zwei Dampfschiffe. — Die Panzerschiffe sollen Fahrzeuge des sogenannten „Sverige-Typs“ sein. Dieser Typus stellt keine eigentlichen Schlachtschiffe dar, hat aber, dank seiner schweren und modernen Artillerie, doch eine solche Beschaffenheit, daß die betreffenden Fahrzeuge Streitmittel sind, auf welche auch eigentliche Schlachtschiffe des etwaigen Gegners eine gewisse Rücksicht zu nehmen müssen. Die „Sverige“-Panzerschiffe sollen eine Wasserverdrängung von 7650 Tonnen, eine Geschwindigkeit von 24 Knoten haben und mit vier Kanonen von 28 Zentimeter, sechs 15-Zentimeter-Kanonen, vier 75-Millimeter-Automaatenkanonen ausgerüstet sein. Der vorgeschlagene „Hangar-Kreuzer“ soll zwölf Flugzeuge mitführen können, deren Start mittels zweier sogenannter Katapulte vor sich gehen soll. Das Erneuerungsprogramm soll in zehn Jahren durchgeführt sein und 105 Millionen Kronen kosten.

**Feuer auf der Trabrennbahn Ruhleben.**

Berlin, 10. Jan. Auf der Trabrennbahn Ruhleben brach gestern abend in einem Stallgebäude, in dem sich 18 Pferde befanden, ein Brand aus, der erst nach einstündiger Tätigkeit der Feuerwehr gelöscht werden konnte. Obwohl es gelang, die im Stall befindlichen Pferde in Sicherheit zu bringen, ist doch der angerichtete Schaden sehr beträchtlich. Nach der einen Lesart ist das Feuer auf Unvorsichtigkeit eines Stallburschen zurückzuführen, nach der anderen Version handelt es sich um die Zündung eines Geisteskranken.

**Letzte Handelsnachrichten**

Die Lage des badischen Arbeitsmarktes. Die Entwicklung des Arbeitsmarktes ist, wie das Landesamt für Arbeitsvermittlung mittelt, in der Zeit vom 30. Dezember bis 5. Januar im ganzen genommen in derselben Richtung wie innerhalb der letzten Berichtszeit verlaufen: auch diesmal weitere Zunahme der Erwerbslosigkeit, die sich in einer Steigerung der Gesamtunterstützungsempfänger von 61 232 auf 66 058 ausdrückt. Das Angebot an offenen Stellen hat sich etwas vermehrt, doch handelt es sich größtenteils nur um Ausschlagsplätze. In den von der Witterung abhängigen Berufen griff die Arbeitslosigkeit weiter um sich.

Die Brauereien zur Bierpreisbildung. Die G. B. der Engelhardt, Brauerei A. G. in Berlin genehmigte die 10 Prozent Dividende auf 12 Mill. M. St. A. Gen. Dir. Nach der Erhebung des Bierpreises über die Steuererhöhung hinaus. Der Durchschnittspreis für 0,5 l. B. habe sich l. B. auf 11,25 M. pro Liter erhöht, seit aber auf 14 M. Das bedeutet bei einem jährlichen Verbrauch der Gesellschaft von 500 000 Liter nahezu 1/2 Mill. Mehrproduktionskosten. Die Erklärung des Reichs-Verkehrsministeriums über die Bierpreisbildung ist, daß der Preis nur um die Steuererhöhung betrage, sei ein Mißfall, denn der Preis dieses Verbandes betrage bisher schon 37 M., wozu jetzt 2 M. Steuer träten, während der Preis der Berliner Brauereien einschließlich des letzten Aufschlages von 4 M. nur 36 M. sei. Daß trotz der gestiegenen Unkosten die Brauereien hohe Dividenden verteilen, sei ein Verstoß gegen die Kapitalisten durch die übermäßige Zusammenlegung bei der Godumstellung zurückzuführen, oder darauf, daß einzelne Brauereien Anleiherungen unter Ausnutzung eines hohen Aktienpreises vorgenommen hätten. Die Ausschüsse seien günstig zu beurteilen. Der Abfall sei in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres gestiegen. Die Gesellschaft habe ihren Wertbedarf größtenteils, ihren Kapitalbedarf ganz eingedeckt zu relativ billigen Preisen.

Auktion in der Glodenfabrik. In der G. B. der Glodenfabrik A. G. v. o. m. R. B. in Remscheid wurde die Einbringung der gesamten Anlagen und Vorräte in die in der Gründung begriffenen Deutschen Edelstahlwerke A. G. genehmigt und die Liquidation der Glodenfabrik beschlossen. Zur Begründung wurde ausgeführt: In letzter Zeit erkaufen man zwar leichte Anlagen einer Verherrna, aber wenn sich keine grundsätzliche Minderung vollzieht, so würde bei selbständiger Weiterarbeit die Glodenfabrik A. G. einschließlich Abschreibungen wieder einen Verlust von mindestens 1/2 Mill. (l. B. 1/2 Mill.) ausweisen müssen. Die übrigen sechs Gesellschaften, die sich unter Führung der Vereinigten Stahlwerke in den Deutschen Edelstahlwerken zusammenschließen, haben die acht bis zehnjährige Kapazität wie die Glodenfabrikwerke. Die Deutsche Edelstahlwerke A. G. soll ein Kapital von 30 Mill. M. erhalten, wovon der größte Teil zum Erwerb der Anlagen der sieben Gründungsunternehmen dienen soll. Die Glodenfabrikwerke erhalten für ihre Anlagen nominell 3,66 Mill. M. Edelstahlaktien zum Kurse von 110 Prozent. Der bisherige Buchwert der Anlagen betrug 5 1/2 Mill. M., so daß sich ein Verlust von 2 Mill. M. ergäbe. Die Goldbilanz sei noch zu sehr nach den Grundrissen der Substantiarie angesetzt worden. Die Vorräte werden bei Übernahme. Der zu übernehmende Vollen Edelstahlaktien betrage etwa 10 Prozent des Kapitals, biete also keinen Einfluß. Deshalb sei ein Weiterbesuchen der Glodenfabrikwerke, die außerdem nur noch Barmittel behält, überflüssig. Ob eine Ausschüttung der Originalaktie erfolgt, darüber soll eine Entscheidung erst getroffen werden, wenn das Steuerjahr abgelaufen ist.

Schweinemarkt in Freiburg i. B., vom 8. Januar. Auftrieb 423 Stück, Ferkel 343, Käufer 80 Stück. Die Preise waren: kleine Ferkel 10-12 M., kleine Käufer 22 bis 26 M., mittlere Ferkel 12-16 M., mittlere Käufer 27 bis 30 M., große Ferkel 17-20 M., große Käufer 31 bis 40 M. pro Stück. Verkehr lebhaft. Heberländer 80 Stück.

**Bürsten-Vogel**  
3 Friedrichsplatz 3 Tel 1424

**Gespräche bei offener Tür.**

Von Paul Remouaux.

Im Hotel „Drouot“ in Paris wurden kürzlich Möbel und Bücher aus dem Nachlaß Scribes versteigert.

Aug. Eug. Scribe, zu seiner Zeit einer der fruchtbarsten Schriftsteller (er verfaßte z. B. mit anderen zusammen ca. 400 Bühnenstücke innerhalb von 50 Jahren), hat die Härte des Alters, des Beifeitagesobenswerdens einmal bitter erfahren müssen. Zu denen, die ihn zu verdrängen suchten, zählte auch der Dramatiker Labiche, dessen Begabung freilich mit dem eminenten Talent des Dichters des „Was Wasser“ nicht verglichen werden kann.

Eines Tages suchte Labiche den Direktor der „Comédie“ auf, der gerade eines seiner Lustspiele mit außergewöhnlichem Erfolg gab. Es handelte sich um eine Neubesetzung der Hauptrolle, wobei der Direktor etwaige (Primadonnen-)Wünsche des Autors berücksichtigen, eigentlich aber mehr über Tantiemenfragen mit Labiche sprechen wollte. Monsieur Leverrier war Talent- und Gagenpächter.

Im Vorzimmer nun stieß Labiche auf Scribe, der, ein Mannskript auf den Knien, zwischen Zweifel und Hoffnungen darauf wartete, vorgelesen zu werden. Die Herren hatten eben ein paar höfliche Worte gewechselt, als aus dem Zimmer des Direktors ein Klingelzeichen ertönte. Eilends begab sich ein Betreter hinein, überließ jedoch, die Tür hinter sich zu schließen. Scribe und Labiche vernahmten diesen Wortwechsel:

„Herr Labiche noch nicht da?“  
„Gewiß, Herr Direktor; soeben eingetroffen.“  
„Na, zum Teufel worauf warten Sie dann noch? — Lassen Sie ihn eintreten.“  
„Sehr wohl; wenn ich zuvor bemerken darf: Herr Scribe — ich erlaube mir schon vor einer

Stunde darauf aufmerksam zu machen — bittet den Herrn Direktor sprechen zu dürfen.“

„Gut! Wie oft soll ich Ihnen sagen, daß ich Ihre Bemerkungen überflüssig finde. Ich wünsche Herrn Labiche und nicht Herrn Scribe zu sprechen.“

„Am Vergeltung, meine Obliegenheiten machen es mir zur Pflicht.“  
„Ich verbiete Ihnen, mich mit Ihrem Geschwätz zu belästigen! Ich konsertiere mit Herrn Labiche; unterhalten Sie sich mit ihm, wenn Sie wollen. Herr Scribe interessiert mich genau so wenig wie Ihre Obliegenheiten! Sie haben zu gehorchen und weiter nichts! — Ich lasse Herrn Labiche bitten.“

Im Vorzimmer herrschte lärmendes Schweigen. Scribes Gesicht deckte, wenn es nicht von brennender Blut überflutet war, wäckerne Blässe. . . . So weit hatte er sich mit seinem „Ruhm“ glücklich gebracht, daß er mit Dornen auf gleich und gleich gestellt wurde. . . . daß ihn jeder direktoriale Fluchtopf mit Nichtswürdigkeiten beduelt durfte und — das Schlimmste! — daß man sich, eben noch, zu der schändlichen Hoffnung herabgelassen hatte, sein Stück bei solchem ungeheuren Durcheinander zu bringen!

Der Greis machte Labiche eine hilflose Verbeugung und griff zitternd nach seinem Hut. Die Glieder stoben ihm vor Schimpf und Scham. Sein beleidigtes Herz hatte keinen Gedanken der Vergeltung, nur flüchten. . . . vertrieben wollte es sich. Weg von hier, wo man den einstigen poeta laureatus zum Dornstachelnspieß machte! Ah, gallenbitter war das Bewußtsein, einmal zu den „Verächtlichen“. . . . „Gefeierte“ gehört zu haben! — Vorbei. Weniger als ein gepulverter Hund galt man. Ein häßliches Los — wer hätte dem großen Scribe das auf der Höhe seiner Erfolge zu sagen gewagt! Man war alt; war abgetan. Hatte sich nicht dummen Tagebuden gebengt, nie einem souveränen Schauspieler gehuldigt. Nun war man verlehmt. . . . Und doch: ein herrlich aufblühender Stolz wehrte sich gegen die Not, die jener Erbärmliche über ihn verhängte. Und dieser von der Gung der Menge Emporgetra-

gene, glarhte der wirklich, das Lebenswert eines Scribe mit seiner Eintagsfliegen verdunkeln zu können?

Ein verfallenes Lächeln, bitter in seiner Unsicherheit, zuckte in den Mundblättern. Genug — man hatte hier nichts mehr zu suchen.

Der Diener, mehr noch bestürzt über die Demütigung des Dichters als über die verlegende Grobheit seines Direktors, stammelte verwirrt:

„Herr Labiche, Monsieur Leverrier erwartet Sie.“

Labiche reichte sich.

Das war ja. . . . war ja eine feine Gelegenheit, sich einmal von der, hm, nobelsten Seite zu zeigen und dem knotigen Karren da drin eine Lektion zu erteilen, die ihn wenig entzünden mochte. Man war begehrt, gewiß; galt etwas. Die Theater rissen einen die Stücke noch nach unter der Feder weg. . . .

„Herr Scribe, ehe Sie gehen —“

Wilschnell, dem Alten wohlwollend zunickend, überlegte Labiche: man durfte es schon wagen; was sollte geschehen. . . . ihm dessen Krahlend heiterem Werke man Abend für Abend zubehelte?

„Melden Sie Ihrem Direktor“, ließ er sich eifig dem Diener vernehmen und legte seinen Arm mit stolzer, ein wenig theatralischer Gelassenheit um Scribes Schultern, melden Sie ihm, daß mir nicht daran gelegen sein kann, einen Mann meiner Gegenwart zu würdigen, der über keine anderen Qualitäten als die eines Maulwurfsbauers verfügt. Sagen Sie Herrn Leverrier, es gereiche mir kaum zur Ehre, eine Schwelle zu überschreiten, die sich einem Scribe verweigert. Oder: wenn ich mich nicht verständlich genug gemacht haben sollte: Wo Herr Scribe nicht eintreten soll, rechne ich es auch mir zu hohen Verdiensten an, draußen zu bleiben.“

Damit wandelte er mit höfischer Miene und Arm und Arm mit Scribe hinaus.

Der Alte drückte ihm, während in seine unter rinnenden Tränen halberblindete Augen der Schein einer großen Mürung trat, wortlos beide Hände. Labiche entzog sich dem gestammelten Dank, teilte, weil er ihm, hier, mitten

auf dem Boulevard, anfangend zu werden, teilte, weil er das dringende Bedürfnis empfand, sich für sein devaloriertes Verhalten einen Absynth zu genehmigen. . . .

Jedoch, ganz insgeheim hoben schon Bedenken ihr Haupt. . . .

Vielleicht, Labiche stockte plötzlich, wars doch geraten, die Parlamentarische Lage der Veröpfung beiseite anzuhängen. Teufel, was für ne dumme Geschichte! Neue? Zum Lachen! Was war denn geschehen: dem einen hatte sein impulsives Temperament. . . . Gefühl der Kameradschaftlichkeit. . . . wie ihr wollt: nennt das Lachende der großen Geite Weisheit geleistet. War das nicht ritterlich und aller Ehren wert? Dem andern freilich hatte er böse angelacht. . . . Böse? Je nun, die Zunge ging ihm wohl ein wenig durch. Das bishigen lädierte direktoriale Eitelkeit war reparabel. . . . Leverrier war ihm gleichgültig. . . . sein Herz hing an der „Comédie“ —

„Oh, la la. . . . Bei schicklicher Gelegenheit“, tröstete sich Labiche, „hat man sein Veröhnungs-lächeln schon bei der Hand. Ein frisches Glas, Minette. Das grüne Gift ist viel zu schade, als daß man sich den Tag zergrübelt. Die Nächte sind schon lang genug.“

Zwei Stunden später ließ si Labiche bei Herrn Leverrier melden. Und wieder sperrte sich die Tür dem Schwelmer.

„Mr. Labiche?“ verwunderte sich der Diener und rief die Augen auf.

„Ich lasse um den Vorzug bitten, sofort empfangen zu werden.“

„Ich fürchte.“

„Was fürchten Sie?“ Der Dichter trommelte nervös auf der spiegelnden Platte des kleinen Boulevardehens.

„Der Herr Direktor sind beschäftigt; haben Besuch; Herr Scribe.“

„Wie das?“

„Der Herr Direktor haben Befehl, unverzüglich Herrn Scribe einzulassen; verhandeln eben über dessen neues Stück, „Grasbüden der Königin von Navarra“ — so heißt es wohl, es

### Wichtige Änderungen in der Strafprozessordnung.

Von

Rechtsanwalt Dr. Gaelein, Karlsruhe.

Das Gesetz zur Abänderung der Strafprozessordnung vom 27. Dezember 1926 wird am 13. Januar 1927 in Kraft treten. Die neuen gesetzlichen Vorschriften bringen auch für die Öffentlichkeit außerordentlich wichtige Neuerungen, so daß eine kurze Besprechung angebracht erscheint.

Seit vielen Jahren hat der Zeugnisschwang gegen Redakteure Anlaß zu den heftigsten Erörterungen und Beschwerden in der Presse gegeben, ohne daß es gelungen war, eine Abhilfe durchzusetzen. Schon vor vielen Jahrzehnten war es eine Forderung der damaligen liberalen Partei gewesen, daß das Zeugnisschwangsverfahren gegen die Presse befristet würde. Es war geltend gemacht worden, daß es das Vertrauen der Gewährlente zu der Zeitung untergraben müsse, wenn der Schriftleiter gezwungen werden könne, eventuell sogar durch Haft, den Verfasser oder Einzeln einer Aufschrift zu verraten. Durch die neuen gesetzlichen Vorschriften wird nun dem bisherigen § 53 Abs. 1 S. 1. eine neue Ziffer 4 beigefügt, wonach der Redakteur, Verleger und Drucker einer periodischen Zeitschrift, sowie den bei der technischen Herstellung der Druckschrift beschäftigten Personen das Recht zur Verweigerung des Zeugnisses gegeben ist, über die Person des Verfassers oder Einzeln, ders einer Veröffentlichung strafbaren Inhalts, wenn ein Redakteur der Druckschrift als Täter oder Teilnehmer an der Veröffentlichung teilgenommen hat, die Person des Verfassers oder Einzeln, der die Veröffentlichung herbeiführt, nicht zu offenbaren.

Für die Fälle, in denen diese Bestimmung nicht zur Anwendung kommt, also z. B. wenn der Redakteur Abgeordneter und daher immun ist, das heißt selbst für eine strafbare Veröffentlichung nicht zur Verantwortung gezogen werden kann, kommt diese Schutzvorschrift nicht in Frage. Dagegen wird für solche Fälle den Staatsanwaltschaften die Möglichkeit gegeben, die gesetzlichen Vorschriften nicht unter allen Umständen anzuwenden, sondern nach freiem Ermessen zu entscheiden. Es liegt somit in der Absicht des Gesetzes, das Zeugnisschwangsverfahren nur in den Fällen zur Anwendung kommen zu lassen, wenn es nach den Umständen des einzelnen Falles unerläßlich erscheint. In Pressesachen haben die Staatsanwaltschaften vor Stellung eines Antrages nach § 70 der Strafprozessordnung zunächst die Entscheidung des Generalstaatsanwalts einzuholen und auch in den Fällen an diesen zu berichten, in welchen das Gericht vor Anordnung des Zeugnisschwangsverfahrens der Staatsanwaltschaft Gelegenheit zur Erklärung über ein solches Vorhaben gibt.

Durch die neuen gesetzlichen Bestimmungen sind somit die Redakteure annähernd in gleicher Weise zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt, wie Geistliche über das, was ihnen bei Ausübung der Seelsorge anvertraut ist, wie Verteidiger des Beschuldigten, bzw. wie Rechtsanwälte und Ärzte hinsichtlich dessen, was ihnen bei Ausübung ihres Berufes bekannt geworden ist.

Eine weitere außerordentlich wichtige Neuerung ist die Einführung einer mündlichen Verhandlung über die Unteruchungssache. Personen, die sich wegen Verbrechen oder Vergehens in Untersuchungshaft befinden, haben sowohl in vorbereitenden Verfahren, als auch in der Voruntersuchung, sowie nach der Klageerhebung bis zur Eröffnung des Hauptverfahrens das Recht, in mündlicher nicht öffentlicher Verhandlung vor dem für die Unteruchungssache zuständigen Richter, die für die Aufhebung des Haftbefehls oder des Haftvollzugs sprechenden Umstände geltend zu machen. Zu der mündlichen Verhandlung ist, wenn der Ver-

haftete nicht vorgeführt wird, oder wenn die Haft zurzeit des Beginns der mündlichen Verhandlung bereits 3 Monate gedauert hat, stets ein Verteidiger von Amts wegen zuzuziehen.

Art und Umfang der Beweisaufnahme bei einer Verhandlung über den Haftgrund bestimmt das Gericht, das auch, wenn die Verhandlung mit der Aufrechterhaltung des Haftbefehls endigt, über den Antrag auf nochmalige mündliche Verhandlung nach freiem Ermessen zu entscheiden hat. Spätestens 1 Woche nach Stellung des Antrags auf mündliche Verhandlung muß diese stattfinden. Das bisherige Recht der Beschwerde gegen den Haftbefehl bleibt bestehen, kann jedoch nicht neben der mündlichen Verhandlung ausgeübt werden.

Der § 126 der Strafprozessordnung, soweit er sich auf die Haftfristen bezieht, wird durch Vorschriften ersetzt, welche in jedem Stadium des Verfahrens eine richterliche Nachprüfung der Voraussetzungen für das Fortdauern der Untersuchungshaft innerhalb gesetzlich vorgeschriebener oder vom Gericht zu bestimmender Fristen sicher zu stellen bestimmt sind (Haftprüfungsverfahren). In diesem Haftprüfungsverfahren wird bis zur Eröffnung des Hauptverfahrens auf Antrag des Beschuldigten gleichfalls auf Grund mündlicher Verhandlung entschieden.

Die Ueberwachung des mündlichen Verkehrs des Beschäftigten mit seinem Verteidiger darf in Zukunft, soweit dies überhaupt angeordnet ist, nur noch von dem Haftrichter persönlich, oder durch einen beauftragten oder ersuchten Richter ausgeübt werden.

In die Anklageschrift ist das Ermittlungsergebnis bei allen Verbrechen und, wenn eine Voruntersuchung geführt worden ist, auch bei Vergehens aufzunehmen. In allen Fällen, in denen das Ermittlungsergebnis in die Anklageschrift aufgenommen worden ist, ist diese dem Angeklagten mitzuteilen.

Die Einlassungsfrist muß auch dem Verteidiger gegenüber gewahrt werden.

### Einweihung des Triberger Rathausaales.

dz. Triberg, 10. Jan.

Gestern fand in einer besonderen Feier die offizielle Uebergabe des neuen Bürgerausschulsaales des Rathauses statt, der bekanntlich durch den unter dem Namen Schnitzkerl bekannten Holzbildhauer Josef Fortwängler in ein vollkommen neues Gewand gekleidet worden ist. Zu dem Festakt mittags 12 Uhr waren rund hundert Personen aus ganz Baden erschienen; auch die württembergische Nachbarschaft war vertreten.

Bürgermeister Keil-Triberg entbot den Erschienenen den Gruß der Stadt und begrüßte besonders den badischen Minister des Kultus und Unterrichts, Leers, der auch den erkrankten Minister Kemmle vertrat; weiter Reg.-Rat Weichmann von der Presseabteilung der Regierung, den Landeskommissar Dr. Hartmann-Konstanz, Landrat Wenig-Billingen, den Vertreter des Landesgewerbeamtes, Reg.-Rat Linder-Karlsruhe, den Vertreter des Badischen Verkehrsverbandes, Generalkonful Wenzinger-Karlsruhe, des Bad. Städtebundes Dr. Ketterer, Bürgermeister Dr. Hofner-Freiburg, ferner die Vertreter der Handelskammer Billingen, der Handwerkskammer Konstanz, Stadtvorstand Lang von Langen-Schwenningen, Vertreter der Berufsständigen Körperschaften, der Presse, der Geistlichkeit usw. — Unter Hinweis auf die früheren schweren Erwerbzeiten hob Bürgermeister Keil in seiner Ansprache die große Bedeutung des beschriebenen Festes als Teil einer bodenständigen Heimatspflege hervor, die geeignet ist, für den Lebensunterhalt der Gebirgsbevölkerung und des geliebten Handwerkes nach den Rückschlüssen des Krieges und der Nachkriegszeit von besonderer Bedeutung zu werden.

Für den Gewerbeverein Triberg sprach dessen Vorstand, Gemeinderat Schöller, der bekannt gab, daß der Gewerbeverein in Gedankeneinheit mit dem Künstler Fortwängler beabsichtige, im

### Die Bluttat in Baden-Baden.

H. Baden-Baden, 9. Jan. Die Mordangelegenheit Dehn-Lauther bildet hier natürlich noch immer das Tagesgespräch, und zwar aus dem Grunde, weil der Erschossene eine in der Stadt bekannte Persönlichkeit war. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, wird über die Sache viel gesprochen und viel erzählt und Wahres mit Falschem vermischt, während Licht in die noch etwas dunkle Angelegenheit erst die gerichtliche Unteruchung bringen kann. Sicher ist, daß Frau Dehn die tödlichen Schüsse auf Lauther abgegeben hat; sie hat dies vor dem Untersuchungsrichter offen eingestanden, bleibt aber bei der Behauptung, sie sei angegriffen worden und habe in Notwehr gehandelt. Die Meldung, Lauther sei von Frau Dehn in das Haus hineingelassen worden, stimmt offenbar nicht. An einer bestimmten Stelle vor dem Hause der Familie Dehn lag stets ein Hausschlüssel für die Familienangehörigen, die etwa ihren Schlüssel mitzunehmen vergaßen hatten. Diesen Aufbewahrungsort kannte auch Lauther, und diesen Schlüssel benützte er, um sich Eingang zu verschaffen. Daß er sich im Ausgang bis auf die Unterkleider auszog, läßt darauf schließen, daß er zum mindesten zu den Bekannten des Hauses zählte.

In einem Streite zwischen dem Mann muß es offenbar gekommen sein; aber der wird nicht darauf zurückgeführt, daß Frau Dehn mit der Bezahlung von Milchgeld im Rückstande war oder doch nur, wie es öfter vorkommt, für einige Tage. Dagegen wird jetzt als neue Tatsache angeführt, daß Frau Dehn in einem Prozeß verurteilt sei, in dem Lauther gegen sie als Zeuge aufgetreten sollte, wobei die Frau derartig aufgereggt war, daß sie gegen den Mann andern

Leuten gegenüber schwere Drohungen ausgesprochen habe.

Die Angelegenheit scheint also recht verwickelt zu sein. Die Verurteilung des Erschossenen findet in Baden statt; sie war ursprünglich auf Montag vormittag angesetzt, ist aber auf Nachmittag verschoben worden.

Nach der Mitteilung eines hiesigen Blattes hat Frau Dehn über den Vorgang folgendes ausgesagt: Sie sei, da sie sich nicht wohl fühlte, im Bett gelegen und habe auf einmal Schritte und Geräusche unten im Flur vernommen. In der Meinung, es handle sich um einen Angehörigen, habe sie hinuntergerufen, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Der Ankommende schlich, wie sie hörte, die Treppe herauf, worauf sie eine starke Aufregung und Angst erliefte. Sie griff nach einer Parabellum-Wildschilde, die immer geladen war und begab sich zum dem offenkundigen Schlafzimmer hinaus auf den Gang. Sie habe im Halbdunkel einen Mann gesehen, den sie aber nicht erkennen konnte. Dieser habe sie am linken Arm gepackt, worauf sie mit diesem Arm nach ihm gestochen und mit der rechten Hand gefeuert habe. Darauf sei der Betreffende die Treppe hinabgeprungen.

Nach dieser Darstellung würde lediglich Notwehr in Betracht kommen. Die Tatortbestimmung ergab, daß die ersten Schüsse bereits oben auf dem Gang abgegeben worden sein müßten, da an der Wand Gefäßbehälter vorhanden waren. Die Leiche wies vier Schüsse auf, zwei Brust-, einen Rücken- und einen, der in die rechte Körperseite seitlich eintraf. Frau Dehn muß auch auf der Treppe noch gefeuert haben, da auch die Treppe von Schüssen durchlöchert war.

Jahre 1928 aus Anlaß des 75jährigen Bestehens ein besonderes Schnitzwerk nach den Ideen Fortwänglers zu schaffen.

Für die Regierung sprach alsdann Minister Leers, der die Bedeutung des geschaffenen Werkes in der Eigenart der Gebirgsbevölkerung wieder erkennen will.

Darauf nahm der Künstler Fortwängler selbst das Wort und erklärte die Schnitzereien in ihren symbolischen Bedeutungen.

An den Festakt schloß sich ein Festmahle, bei dem Bürgermeister Keil nochmals herzliche Worte des Dankes für das zahlreiche Erscheinen und das entgegengebrachte Interesse aussprach.

### Berschiedene Meldungen

#### Ein Bergwerksunglück vor Gericht.

Oberhausen, 8. Jan. Wegen des Grubenunglücks am 25. März 1926 auf der Zeche Oberhausen, Schacht 1 und 2, bei dem 13 Bergleute getötet und eine große Anzahl schwer verletzt wurden, standen die Fördermaschinen Schmitz und Sieking vor Gericht. Sie waren der fahrlässigen Föhrung, Körperverletzung sowie des Verstoßes gegen bergpolizeiliche Vorschriften angeklagt. Der Staatsanwalt hatte sechs und einen Monat Gefängnis beantragt. Nach siebenstündiger Verhandlung erkannte das Gericht wegen des ersten Unfallschicksals auf Freisprechung, und wegen des zweiten auf je 30 M. Geldstrafe.

#### Ermittlung jugendlicher Eisenbahnfreier.

Glogau, 9. Jan. Am Freitag vormittag wurden bei der Station Groß-Gandern gegen einen von Rothburg nach Reppen verkehrenden Personenzug Steine geworfen, wodurch ein Reisender erheblich verletzt wurde. Heute gelang es, die Täter in der Person zweier erst- und zwölfjähriger Schüler zu ermitteln und festzunehmen.

#### Verheerungen durch einen Wasserrohrbruch.

Dortmund, 7. Jan. Im Schloffe des Herzogs v. Arenberg in Nordfischen, das teilweise als Erholungsheim für Postbeamte verwendet wird, wurde ein Teil der von der herzoglichen Familie bewohnten Räume durch einen Wasserrohrbruch arg verunstaltet. Durch die Wassermassen wurden einige Zimmerdecken herabgerissen und wertvolles Mobiliar und Kunstgegenstände im Werte von mehreren hunderttausend Mark vernichtet.

#### Familientragödie.

Düsseldorf, 9. Jan. Gestern spät abends öffnete eine Ehefrau in Abwesenheit ihres Mannes ihren drei Kindern die Pulskammer und vergiftete sich dann selbst. Der später nach Hause kommende Gemann wurde von der Polizei in Schutzhaft genommen. Die Gründe der Tat sind noch nicht geklärt.

#### Rätselhafter Mord.

Minden, 8. Jan. Die Leiche des seit November vorigen Jahres vermissten Schlossers Martin Arenmeier aus Brakel bei Dielefeld wurde jetzt aus der Weier gelandet. Der Leiche war gefesselt, so daß offenbar ein Verbrechen vorliegt.

### Wetternachrichtendienst

der Badischen Landeswetterwarte Karlsruhe.

Witterungsaussichten für Dienstag, 11. Januar: Mild bei anhaltender Wärmezunahme aus Westen. böige Winde und Strichregen; im Gebirge Lawewetter.

#### Rheinwasserstand.

	10. Januar	9. Januar
Waldshut	1.88 m	1.97 m
Sanktverinzel	0.77 m	0.87 m
Rehl	2.15 m	2.22 m
Maxau	4.08 m	4.05 m
"	"	mittags 12 Uhr 4.08 m
"	"	abends 6 Uhr 4.08 m
Mannheim	3.12 m	2.94 m

ist mir eingeschärft, jegliche Störung fernzuhalten."

"Störung?" — Labische Augen glühten vor Empörung und Abwehr.

"Am Vergeltung, Herr Labische," der Diener rief sich knappend die verlegenen Hände, "zu meinen Obliegenheiten."

"Was da! Gleichmaß! Das keine Lust, zu antworten!" — Das Pöfenspiel treibt nur für euch, und knallend riß er den Zylinder auf den Schädel.

Das Zerwürfnis zwischen Labische und Verrier konnte nicht verborgen bleiben. Der Zwischenfall wurde bekannt. Man bezeugte dem Dichter ein höfliches Bedauern, daß sein Etid so peinlich brüht vom Spielplan der "Comédie" abgeseht wurde, aber man beglückwünschte ihn zu seinem edelmütigen Eintreten für den hilflosen alten Mann.

"Was wollen Sie?" erwiderte Labische melancholisch und mit bitterer Offenheit, "hilflos? Sie unterschätzen ihn. Scribe sammelt seinen Nachruhm vor dem Tode. . . Glauben Sie doch nicht, daß ich für ihn eingetreten bin. . . was sollte mich dazu veranlassen? Ich tat's vielmehr, weil ich, als ich Scribe auf solche Art behandelt sah, mein eigenes Los erkannte. Ich spürte unabweisbar, daß man in zehn, in fünfzehn Jahren mit mir genau so umspringen wird. Vielleicht schon früher. Ich tat mir leid; bemitleiden Sie nicht ihn, sondern mich; ich kann Ihr Mitleid brauchen."

### Theater und Musik.

Gans Pfizner, Mitglied des Maximilians-Ordens. Das Kapitel des bayerischen Maximilian-Ordens für Wissenschaft und Kunst hat den Komponisten Dr. Hans Pfizner zum Mitglied des Ordens in der Abteilung für Kunst ernannt. Zugleich hat das Ordenskapitel Dr. Hans Pfizner, sowie das ordentliche Mitglied Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Wien in München zu ordentlichen Mitgliedern des Ordenskapitels gewählt. Das Geheimministerium hat die betreffenden Beschlüsse des Ordenskapitels bestätigt.

### Literatur.

Das Gedächtnis und seine Erziehung: Von Alfred Brunschwig, ordentl. Prof. der Philosophie an der Universität Münster. Pädagogische Reihe, Band 22. Kleinoklav. 248 Seiten. (Gebr. Paetel, Berlin, Leipzig, 1926.)

Der Verfasser bringt im ersten Teil seines Werkes nicht nur eine eingehende Psychologie des Gedächtnisses in seinen mannigfachen Funktionen, sondern öffnet zugleich mit philosophischem Sinn den Blick für das „Wunder“ des Gedächtnisses, für das er einen sehr beachtenswerten Erklärungsversuch macht, der physiologische und psychische Faktoren heranzieht. Der zweite Teil gibt nun die Pädagogik des Gedächtnisses, das in so umfassendem Sinne verstanden wird, daß nicht nur das eigentliche Lernen, sondern die Erfüllung des Geistes mit Vorstellungen überhaupt darunter begriffen wird. Hier bringt der Verfasser eine Fülle wertvoller Winke; wir erwähnen nur die wichtige Forderung der Erziehung des Gedächtnisses zur „Dienstbarkeit“ zur Unterordnung unter die höheren Interessen des Geistes, dem ein allzu „raues“ Gedächtnis zum Verhängnis werden kann. Mit Recht ist sogar von einer Kunst des Vergessens die Rede. Nachdem das Gedächtnis von vornherein in psychophysischer Tiefe erfährt wurde, ist es nicht befremdend, wenn das Schlusswort in tiefe Mystik ausklingt.

Edwin Erich Dringer: Korjakoff. Bei Otto Ditzsch, Leipzig.

Es ist eine der schönsten Aufgaben für einen Kritiker, einen großen, jungen, noch wenig bekannten Dichter beim Publikum einzuführen. Man stößt in die Trompete, schwingt die Fackel und ruft: „Machung! Ein Dichter!“ Als solcher erweist sich E. E. Dringer mit seinem neu erschienenen Roman „Die Geschichte eines Heimatliefen“. Das Werk steht in tadelloser Abrundung, wohlgeformt, ein vollendetes Kunstwerk, vor uns und ist, obwohl in Prosa geschrieben, doch ein Gedicht zu nennen, so schön ist die einzelnen Szenen abgemittelt nebeneinander, so vollkommen ist die Sprache. Auf

eine Inhaltsangabe verzichte ich und sage nur, daß der Roman ebenso reich an poetischen Eindrücken, empfundenen Naturanschauungen, wie an Spannung ist. Kurz, ich glaube nicht zu irren, wenn ich in E. E. Dringer einen begnadeten Dichter begrüße, der bald in den ersten Reihen deutscher Dichter stehen wird, vorausgesetzt, daß er so weiter schafft, wie er hier begonnen, aber schon dieses einzige Werk erhebt ihn zum großen Dichter. Möchten recht viele sich den hohen Genuß verschaffen, das Buch zu lesen, die weitere Empfehlung versteht sich dann von selbst.

Der astrologische Gedanke in der deutschen Vergangenheit. Von Dr. Heinz Art. Strauß. (München, A. Oldenbourg 1926.)

Seinem kürzlich an dieser Stelle besprochenen Buche „Die Astrologie des Johannes Kepler“ hat Heinz Artur Strauß nach geringer Zeitspanne das heute vorliegende folgen lassen. Beim ersten Durchblättern von der stattlichen Menge (98) ganz ausgezeichneten Abbildungen überaus, wird man schon bei flüchtigem Lesen gewahr, daß das 104 Seiten starke Buch gar nichts mit den geheimwissenschaftlichen Illusionen zeitgenössischer Wirtsköpfe zu tun hat, auch sonst nicht in die fragwürdige Denkart alter und neuer Astrologiekenner verfällt, obgleich der Verfasser dem astrologischen Phänomen gläubig gegenübersteht und hier eine der großartigen Schöpfungen des menschlichen Geistes zu erblicken meint. Aus dieser, übrigens nur gelegentlich erkennbaren Einstellung heraus erklärt er sich, daß er die Schabhaftigkeit einiger Felleter seines astrologischen Gedankengebäudes offenbar nicht bemerkt. Kann man auch da und dort dem Verfasser feineswegs zustimmen, so wird man doch seiner ernstn Wissenschaftlichkeit die Anerkennung nicht verlagen. Ohne das Werden der Astrologie geschichtlich zu schildern (wie man aus dem Buchtitel vermuten könnte), zeigt der Verfasser, in welchem Ausmaße der astrologische Gedanke das Kulturleben unserer deutschen Vergangenheit durchsetzte, wie er bedingt und wie er beschaffen war. Die mittelalterliche Astrologie, die man vielfach nur als ein besonderes Kapitel in der Geschichte mensch-

licher Narrheit gelten läßt, wird durch den Verfasser in ein neues Licht gerückt, indem er die zeitlose Gültigkeit ihres Sinneshaftes aufzeigt. Mit sehr viel Liebe sind die zahlreichen Abbildungen zusammengestellt. Aus der altdeutschen Buchillustration (Kalender, Praktiken, Flugblätter usw.) gelangen viele äußerst anschauliche Dolmetsche zur (oft erstmaligen) Wiedergabe. Auch anderweitig erdichtene Reproduktionen alter Bilder sind verwendet, leider gelegentlich ohne gesicherte Angaben über ihre ursprüngliche Herkunft. Zusammenfassend: ein erfreuliches Buch, dem die ganze modern-astrologische Literatur nichts an die Seite stellen kann. A. Rittner.

### Humor.

Der Lehrer: „Frischen, weißt du mir das klassische Beispiel eines treuen Reisebegleiters anzuführen?“

„Telemach und sein Monteur.“

Freundinnen. „Meine Freundin hat sich einen Hut gekauft, der dem meinem aufs Haar gleicht.“ — „Da bist Du wohl sehr wütend gewesen?“ — „Garnicht, ich habe nur meinen Hut ihrem Diensthändchen geschenkt.“

#### Englischer Humor.

Arzt: „Ihr Mann hat soeben den letzten Atemzug getan, verehrte Frau.“ — Der Kranke: „Aber nein, ich lebe ja noch!“ — Die Frau: „Willst Du stille sein, der Doktor muß es doch besser wissen als Du!“

#### Gallischer Humor.

Bei der Wahrfagerin: „Ich sehe da eine Frau . . . sie befestigt sich Ihrem Gatten an die Fersen — folgt ihm auf Schritt und Tritt. . .“ — „Anmüßlich, liebe Frau, mein Mann ist Flieger!“

Beim Antiquitätenhändler: „Hören Sie, die Base scheint aber nicht antik zu sein!“ — „Da haben Sie nur halb recht. Das Kupfer ist neu, aber die Ornamente sind unter Garantie alt.“

**Defores!**  
**Gymnium-Übungsring**  
 losbriefel 1 M u.  
 11 Stück 10 M Porto  
 15 M 20 Pf  
**Stürmer** MANNHEIM  
 07, 11  
 POSTSCHECK-KONTO KARLSRUHE 17043  
 Hier bei: Brunner, H. Fritz, W. Grau, J. Kern, G. Kirchenbauer,  
 K. Maier, A. Martin, F. Treiber, E. Stadelhofer, L. Weil, E. Zwerg

**Malphigol**  
 Dies ist Malphigol  
 das bewährteste Mittel gegen  
 alle rheumatischen, muskulären,  
 nervösen, Kopfschmerzen,  
 Muskelrheumatismus,  
 Neuralgien,  
 Kopfschmerzen!  
 ist das bewährte, v. Aerzten  
 empfohlene, wissenschaftlich  
 begründete Mittel gegen ent-  
 zündliche Erkrankungen der  
 Nerven (Schlag), Neuralgien,  
 nervöse und rheumatische  
 Kopfschmerzen, gegen akuten  
 und chronischen Muskel-  
 Rheumatismus.  
**Besondere Vorzüge:**  
**Prompte Wirkung,**  
**angenehmer Duft**  
 (etwa wie Kölnisch Wasser)  
 Original-Packung 4.- Mk.  
 Kleine Packung 2.- Mk.  
**Zu haben**  
**nur in Apotheken.**  
 Engros-Niederlagen für  
 Karlsruhe und Umgebung:  
**Leopold Fiebig**  
 Karlsruhe i. B.  
 Telefon 2830 und 2831  
 wo die Herren Aerzte Ver-  
 suchsflaschen u. Prospekte  
 gratis erhalten.  
**Laboratorium Malphigol**  
 Dresden-A. 20.  
 Zweigabteilung Schulzstraße

**Badisches Landestheater**  
 Montag, den 10. Januar 1927  
 Th.-Gem. 201-100 und 1401-1525  
**5. Sinfonie-Konzert**  
 d. Badischen Landestheaterorchesters  
 Leitung: Josef Krips.  
 1. Ouvertüre zum Beherrscher der Geister (Ribeaux) Waber  
 2. Images Debussy  
 3. Phantast. Erscheinungen eines Themas von Hector Berlioz Braunfels  
**Anfang 8 Uhr Ende 10 Uhr**  
 I. Sperritz 4.- Mk.  
 Mon. 17. Jan., 4. Volk-Sinfonie-Konzert (in der Fest-  
 halle), Mo. 24. Jan., 6. Sinfonie-Konzert.

Bitte verlangen Sie  
 meine Spezialität:  
**Fst. Deutscher Weinbrand**  
 eigener Abfüllung  
 gut und preiswert  
**CARL ROTH**  
 DROGERIE  
 TELEFON 6180 6181

**Pianos**  
 zu vermieten  
**H. Maurer**  
 Pianolaer  
 Kaiserstr. 176  
 Ecke Hirschstr

**Abonnenten**  
 kauft bei Interenten des  
 Karlsruher Tagblatts  
**Colosseum**  
 Täglich 8 Uhr, Sonntags 4 und 8 Uhr  
 Die große Revue  
**„Das Champagnergirl“**  
 mit den reizenden Liliputanern

**BEN-HUR**  
 Ein paar Zahlen aus dem Film:  
 150 000 Personen wirkten in Ben Hur mit  
 100 000 Personen allein am Wagenrennen in Antiochia  
 4 000 000 Dollar kostete die Herstellung des Films  
 600 000 Dollar kostete allein das Wagenrennen und  
 500 000 Dollar kostete allein die Seeschlacht  
 650 000 Meter Negativfilm wurden belichtet  
 300 000 Meter Positivfilm wurden hergestellt  
 4000 Meter mit der endgültigen Film  
 160 Meter unvertwert gebliebener Filmmaterialien kommen auf je  
 1 Meter des vorführungs-fertigen Wertes  
 14 000 000 Negativrollen wurden durch die Kurbelrollen in den 3 Jahren, die die Aufnahmen beanspruchten  
 160 000 Meter Stoffballen wurden in Berlin für  
 8000 Spezialstoffe, Mäntel, Requisiten usw. zugekauft  
 22 000 Kilo Wessing u. Eisenblech wurden zu  
 6000 vollständigen Räder-  
 rüstungen verwendet  
 9000 Pfund Leder wurden zu  
 8000 Koffern von größter  
 historischer Treue verar-  
 beitet  
 100 fechtfähige antike Kriegs-  
 schiffe wurden kämpfend von  
 48 Kameras gleichzeitig auf-  
 genommen  
 In der **Fahrschule**  
 der Bad. Kraftverkehrs-gesellschaft m. b. H.  
 Gottesauerstr. 6 Karlsruhe Tel. 5149 u. 5449  
 werden Sie als Berufsfahrer oder Herrenfahrer (auch Damen auf Benz. Personen- und Lastkraftwagen sowie Krafttraktoren) ge-  
 wissenshaft u. gründlich von erstobtem Lehrpersonal ausgebildet  
 Kursbeginn und Anmeldung jederzeit

**Lampenschirme**  
 Email, in einfacher und  
 eleg. Ausführung fertig  
 an Elisabeth Schleich  
 b. Bild, Schleich, Erb-  
 brunnenstr. 8, Vorderb.

**Stenographie!**  
 Am kommenden Mittwoch, 12. Januar 27,  
 abends 8 Uhr, beginnt in der Pestalozzi-  
 schule, Herrenstraße, gegenüber der Reichsbank  
 ein neuer  
**Anfängerkursus**  
 für Damen und Herren in Nationalsteno-  
 graphie. Honorar einschl. Lehrmittel RM. 5.-  
 Irrenschulstr. u. Schulstr. unter 14 Jahren RM. 2.-  
 Kursdauer 8 bis 10 Wochen mit je 1 1/2 Stunden  
 Anmeldungen bei Beginn d. Unterrichts od. beim  
 Verein für Nationalsteno-graphie v. 1905 E. V.,  
 Karlsruhe, Geschäftsstelle Draisstraße 3.

**Gebrauchte**  
  
**Flügel Harmoniums**  
 preiswert  
 Zahlungserleichterung!  
**Lang**  
 Kaiserstr. 167/1

**Klavier-  
 stimmen**  
**Reparaturen**  
 übernimmt  
**Pianofabrik**  
**Chr. Stöhr**  
 Karlsruhe, Ritterstraße 30

**Nachhilfe**  
 in allen Fächern möch-  
 ten Sie erteilen. Eine  
 kleine Anzettel im Karlsru-  
 her Tagblatt führt  
 Ihnen schnell und billig  
 solche Schüler zu

**Badische Lichtspiele**  
 Konzerthaus  
 Heute 8 Uhr abends  
**Amerika**  
 das Land der unbegrenzten  
 Möglichkeiten, mit Vortrag  
**Kapitän Mayer**  
 Vorverkauf: Musik. Fritz Müller, Kaiserstr.

**Kammer-Lichtspiele**  
 Kaiserstr. 168, Haltest. Hirschstr.  
 Telefon 3053  
 zeigt Den heute  
 neuen Foxgroßfilm  
**Die Abenteuer eines  
 Zehnmark-Scheines**  
 mit Werner Fittler  
 u. Imogene Robertson  
 Neueste Emelkawochenschau  
 sowie eine köstliche Foxgroßeske

**Del** allerfeinstes Tafelöl  
 für feinste Salate und  
 Mayonnaise 1 Ltr. Mk. 1.60  
 Herrenstraße 35. **J. Lösch**

**Das zweite Leben.**  
 Eine Erzählung  
 von  
**Ernst Zahn.**  
 (11) (Nachdruck verboten.)  
 Was für ein Benehmen! dachte die Berta. Sie mehrte sie sich den blinden Zorn der Mutter und die Ungerechtigkeit der Menschen gegen Im Ebnat der gewärtige, umso mehr wuchs auch ihre innere Entrüstung. Sie lächelte in ihr einen gesunden Trotz aus, der sie nun erst recht zu Magnus halten ließ.  
 Sie ging an ihre Hausarbeit.  
 Mutter und Tochter trennten sich zur Nacht unfreundlicher als sonst. Frau Schultze war verdorren, die Berta still und wortkarg. Jene wehte noch am gleichen Abend ihren Mann in den Vorfall ein, und wenn dieser auch nicht, wie sie es verlangte, mit einem Donnerwetter über die Tochter herfiel, so gab er ihr doch recht, und Magnus bekam anderen Tages zuerst zu spüren, daß ein neuer Wind im Hause wehte. Schultze behandelte ihn so barsch und von oben herab, daß er sich über seine Schreiberei duckte und nach Möglichkeit vermied, mit dem Vorgesetzten etwas zu tun zu haben.  
 Die Magnus unguisliche Stimmung breitete sich aus. Es war wohl die Schultzein, die da und dort wider den „Zuchthausler“ schürte. Schultze gab ihm kein recht Wort mehr. Die Hausfrau schlug ihm bei Gelegenheit die Tür vor der Nase zu, werbete ein andermal den Kopf verächtlich ab, wenn er ihr begegnete, einmal spuckte sie sogar vor ihm aus.  
 Aber es blieb bei dem nicht. Er spürte das Wesen der Gaffer und Spötter im Dorf. Und die Elise, seine Schwester, die gleichgültig und fast stumm ihr Leben neben dem seinen hingelebt, nahm auf einmal ebenfalls eine Art an, die derjenigen der Schultzein wenig nachstand. Magnus vergaß sich in sich selbst und die Stille seiner Stube. Er nahm, was kam, mit der Geduld des an drei Gewöhnten.

Zuweilen traf er die Berta. Sie ging nie vorbei, ohne mit ihm ein paar gute Worte zu wechseln. Lavier reichte sie ihm die Hand zum Gruß, und er meinte zu bemerken, daß sie es mit besonderer Herzlichkeit tat, wenn sie von irgend jemand gesehen wurde. Er hatte ein kleines Bild von der Waldbant angefertigt, auf der sie damals gefessen hatten, und schenkte es ihr, als sie eines Tages zu Elise kam. Sie dankte ihm und war voll herzlichster Bewunderung für seine Geschicklichkeit.  
 „Vielleicht sieht man es nicht gern, wenn Sie das Bild in Ihr Stübchen hängen“, warnte er, nicht aus eigenem Groll, sondern nur aus dem aufrichtigen Wunsche heraus, ihr Unannehmlichkeiten zu ersparen.  
 Tränen traten in ihre Augen. Sie waren von ebensoviel Zorn gegen seine Widersacher wie von Mitleid und Achtung für ihn erzeugt.  
 „Was kümmern mich die Menschen“, sagte sie. „Sie nehmen sie ja auch gelassen hin.“  
 Dabei blickte sie ihn so warm an, daß es ihn fast verwirrte.  
 In diesem Augenblick kam Elise durch den Flur, in dem sie standen. „Deine Mutter sucht dich, Berta“, sagte sie mit zorniger Schärfe.  
 „Auf Wiedersehen, Herr Im Ebnat“, riefte diese laut und reichte ihm fest wie immer die Hand. Dann ging sie.  
 Elise aber wartete, bis sie hinaus war, dann stellte sie sich vor den Bruder hin. Die schweren Brauen und die Lippen zuckten. „Laß das Mädchen in Ruhe“, sagte sie.  
 Sie hatte mit der Hausherrin bisher in Frieden gelebt. Seit einiger Zeit aber redete die Schultzein ihr den Kopf voll, es sei ein Mißgriff und für das ganze Haus ein Nachteil gewesen, daß sie den Bruder aufgenommen.  
 „Ich habe mit dem Mädchen nichts“, erwiderte Magnus.  
 „Nente wie du sollst den Schein meiden“, entgegnete die Schwester hart. „Die Eltern dulden den Verkehr nicht. Du bist nun einmal der, der du bist.“  
 Er hörte, wie viel alter, eigener Groll am Grunde ihrer Schroffheit war. Es tat ihm mehr leid als ihre Vorwürfe. Er mochte aber nicht mehr erwidern. Schweigend drehte er sich

um und verließ sie. Er gewährte nicht mehr, daß die Schwester rasch abfuhr und ihm mit einem Blick nachsah, in dem Befürchtung und Bedauern über ihren eigenen Zorn lag.  
**Fünftes Kapitel.**  
 Die Sache kam nicht mehr zur Ruhe. Im Dorf erzählten sie, der Mensch, Im Ebnat, habe versucht, mit der Hausdatter, der Berta, anzubinden. Freiheit und Unan! Starke Worte brauchte man, denn die berechtigte Entrüstung der Schuldlosen hat das Recht auf starke Worte. Die Schultzein begann einen regelrechten Feldzug gegen Magnus Im Ebnat. Zunächst verlangte sie von ihrem Mann, daß er ihn wegschickte. Der kleine Schreiber, der nicht gerade ein Held, aber auch nicht völlig untern Fantoffel und ein Diplomat war, überlegte sich die Sache, fand aber das Verschulden des Magnus nicht so sehr erwiesen und meinte, es genüge nicht, ihn so ohne weiteres vor die Tür zu setzen. Allmählich konnte man ihm dagegen wohl beibringen, daß er fester weitergehe. Der Schultzein ging das nicht rasch genug. Darum beklagte sie sich nun über die Taube. Sie verunnreichte die Fensterbrüstungen. Darauf machte sie ein Gejohret, eine Nachbarin bekomme keinen Zimmerherrn, weil niemand einem Zuchthäusler gegenüber wohnen wolle. Und eines andern Tages begehrte sie auf, Im Ebnat habe mit schmutzigen Schuhen die eben von ihr gereinigte Treppe betreten und ihre Arbeit zunichte gemacht. Heute hatte er die Tür zu stark zugeschlagen, und morgen hatte sie ganz bestimmt gesehen, daß er einen Apfel aus dem Korb genommen, der unten an der Treppe stand. Vielleicht war das böse Weib von der Güte seiner Sache überzeugt, jedenfalls wäre ihr Eifer einer besseren würdig gewesen.  
 Ihr Drängen machte den Gemeindefreier unwillig. Er wies sie zurück. „Gib Ruhe mit dem Im Ebnat.“ Aber noch verdrießlicher zeigte er sich gegen die Berta und seinen Gehilfen selber. Jene ging oft mit verweinten Augen herum. Im Ebnat konnte seinem Vorgesetzten die Arbeit nicht mehr recht machen. Er sagte zu seiner Taube: „Wir werden nicht mehr

lange bleiben können, Hans“, und er senkte und dachte an die Weltweite und wie fremd er darin war.  
 Die Unduldsamkeit der Schultzein Eheleute steckte immer mehr auch die Elise an. Als Magnus über einer Mahlzeit ihr Andenken machte, daß er wohl werde fortziehen und sich anderswo Arbeit suchen müßte, zuckte sie nur mit den Achseln; eine Antwort bekam er nicht.  
 Nun begann er zu überlegen. Wo sollte er sich hinwenden? Er war ein solcher Fremdling auf allen Strahlen. Am besten war es wohl, wenn er sich in eine Stadt begab. Er schrieb an den Anstaltspfarrer Ott und bat um Rat. Auch dem Ortspfarrer machte er einen Besuch. Jener gab ihm freundlichen Bescheid, nannte ihm einige Adressen in einer Hauptstadt und versprach, sich für ihn umzutun, dieser, von der öffentlichen Meinung Geritons beeinflusst, stimmte ihm nur mit halbwegs voller Würde bei, es sei das beste, wenn er in eine Stadt gehe, dort kümmerne man sich weniger um den einzelnen und es sei ihm doch beförmlich, kein Aufsehen von sich zu machen.  
 Magnus Im Ebnats Lage war nicht leicht. Aber er trug sie mit stillem Gleichmut. Es wählte wohl in ihm darum, daß man ihm Unrecht tat. Es froh ihn innerlich manchmal ein wenig. Aber er war mit keiner großen Hoffnung gekommen, und er maß der Menschen Selbstgerechtigkeit an dem eigenen Schuldgefühl und jürnte ihnen nicht. Es tat ihm nur leid, seine Hinterfüße wieder verlassen zu müssen und die alten, bekannten Möbel und — die Schwester. So wenig Beziehungen sie zueinander hatten, so fern sie sich geblieben waren, in ihm regte sich das Blut, er vergaß keinen Augenblick, daß sie die einzige war, die im Leben eigentlich zu ihm gehörte und er hätte sich gern in ihre Schranken und Härten gefügt, wenn sie ihn hätte behalten mögen. Und die Berta? Manchmal war ihm, als habe er sie schon verloren, weil er doch ihr entgegen fort mußte. Wenn er an sie dachte, wurde ihm weh und wohl.

(Fortsetzung folgt.)

# Aus dem Stadtkreise

## Die deutsche Familie.

Eine der wichtigsten Bevölkerungsverschiebungen ist die vom Lande in die Stadt. In Deutschland hat sich die prozentuale Verteilung der Bevölkerung zwischen Stadt und Land in den letzten Jahrzehnten stark zugunsten der Städte verschoben. Die Ursachen sind mannigfaltig. In den Gebieten, in denen der ältere Sohn den gesamten Hof erbt, sind es vielfach die jüngeren Geschwister, die — Landleute ohne Land — den Wanderstab ergreifen, um in die Stadt auszuwandern. Wird dagegen der ältere Grundbesitz geteilt, so treibt die minimale Größe des ewig geteilten Bodens den Bauern schließlich dazu, die Scholle zu verlassen, die ihn nicht mehr ernähren kann. Wo wiederum der Großgrundbesitz Herr des Bodens ist, da nimmt die Maschine den Acker die Arbeit und damit die Lebensmöglichkeit, ganz abgesehen davon, daß Landwerb, um sich fest zu machen, nicht möglich ist. Zu diesen mehr bodenpolitischen Gründen kommen allgemein die zunehmende Abneigung gegen schwere Arbeit, die Hinneigung zu den leichteren Freuden der Stadt und einem Molooh gleich ipert die Stadt den Acker auf, alle die Unzufriedenen des Landes zu verschlingen. Die Großstädte wachsen, obgleich sie nach ihrer dürftigen Geburtenzahl eigentlich abnehmen müßten. Die Verdienstmöglichkeiten in der Stadt sind heute einer Vorkriegszeit gleich, in der es viele Vieren, wenig Fünftel, sehr wenig Sechstel gibt. Was aber den Zuwanderern verloren geht, das ist der von den meisten in ihrer Bedeutung für das Leben viel zu wenig eingeschätzte Familienmutter. Unter den Faktoren, die hier zerkünder einlegen, steht an erster Stelle die Wohnungsnot. In den überfüllten Wohnungen, die diesen Namen oft nicht verdienen, wird das Schamgefühl, dieser Hauptstütze der Familienmoralität dauernd verletzt und schließlich abgetümpelt. Und ist dieser Hüter seelischer und auch körperlicher Gesundheit nicht mehr auf seinem Posten, so stellen Sünde und Krankheiten schnell ein. Kindertodesfälle sind in unerhörter Zunahme. Wie Keulenschläge wirken die Zahlen der Kindersterblichkeit auf den, der darin zu lesen versteht.

Werk man, worum es geht? Hier wird die deutsche Familie zertrümmert, dort wird der Felsengrund zeriprennt, auf dem das deutsche Volkleben sich aufbaut! Diese Zerkünder der Familie, sie wird zum Dogma dort, wo man sich ihrer nicht zu erwehren vermag.

Es gibt manche maßgebende Stelle, die über den großen Geburtenrückgang klagen und weitere Geburtenbeschränkung herbeiführen. Die Geburtenabnahme ist aber der Gradmesser für die Zerkünder der Familie. Und wer die Arbeitslosigkeit mit der Bevölkerungsdrucke begründet und durch Geburtenbeschränkung bekämpfen will, hadt dem Baum die Wurzel ab, weil seine Äste zu schwer tragen. Man muß die Äste stützen, d. h. die Familie unter besonderem Schutz nehmen. Man muß die Großstädte entvölkern, indem man ihnen den Zutritt vom Lande nimmt. Wie unsere Außenpolitik von den großen Zielen der Wiederaufrichtung unserer Weltgeltung beherrscht wird, so muß unsere Innenpolitik das große Ziel haben, möglichst breite Schichten aufzuerhalten zu machen. Ein Weg zu diesem Ziel: Entvölkerung der Städte, Bevölkerung des Landes. Die gewaltigen Flächen brachliegenden und jene schlecht bewirtschafteten Bodens weisen den Weg. Zufriedenheit schaffen, welche lockendes Ziel für jeden Staatsmann. Deutsche Zufriedenheit aber wächst nur auf einem Grunde: Der leiblich und seelisch gesunden Familie!

Dr. Friz Brüggemann.

Präsident Baudirektor Robert Nicolai hat aus Anlaß seines 60. Geburtstages dem Oberbürgermeister eine Spende von 1000 Mark für Zwecke der Wohltätigkeit überwiesen.

Billige Nacht-Ferngespräche. Nach dem dem Verwaltungsrat der Reichspost zugegangenen Entwurf der neuen Fernsprechanlage, die am 1. April in Kraft treten soll, sollen auch verbilligte Ferngespräche für die Zeit von 7 Uhr

abends bis 8 Uhr morgens eingeführt werden. Für diese Gespräche, neben denen die Nacht- abonnementsgespräche zu halben Gebührenätzen in alter Form bestehen bleiben, werden nur zwei Drittel der gewöhnlichen Gebühren erhoben. Diese Gebühren sollen künftig derart gestaltet werden, daß für ein Dreiminuten-Gespräch erhoben werden bis 5 Kilometer (jetzt 15 s) künftig 10 s, über 5—15 Kilometer (jetzt 30 s) künftig 20 s, über 15—25 Kilometer (jetzt 45 s) künftig 30 s, über 25—50 Kilometer (jetzt 90 s) künftig 60 s, über 50—75 Kilometer (jetzt 120 s) künftig 90 s, darüber hinaus unverändert 120 s. In den Gebührenätzen auf größere Entfernungen als 100 Kilometer ändert sich nichts. Die Gesprächsdauer soll künftig allgemein so berechnet werden, daß zunächst eine Einheit von 3 Minuten zugrundegelegt und die über 3 Minuten hinausgehende Zeit nach Ein-

zelminuten angelegt wird. Jetzt werden im Verkehr bis zu 100 Kilometer 3 Minuten Einheiten angelegt, also 4 Minuten = 6 gerechnet, 7 Minuten = 9 usw.

Anwendung deutscher Druckschrift. Der Reichspostminister hat an die Oberpostdirektionen nachstehende Verfügung erlassen: Die Verwendung deutscher Druckschrift dient der Erhaltung deutscher Eigenart und der Stärkung des Deutschtums. Es ist deshalb angeordnet, sie überall, wo es irgend angeht, d. h. wo nicht zwingende Gründe entgegenstehen, anzuwenden, z. B. bei der Herstellung von Drucksachen, Druckwerken, Zeitungen, Hinweisschildern, Anzeigen, Briefmarken, Wagn, Briefkästen, Schaltern, Bekanntmachungen und Verordnungen, auf Aushängen in Schalter- und Diensträumen. Alle Dienststellen werden angewiesen, hiernach zu verfahren.

jetzigen Epidemie beobachtet worden ist, doch heilen diese Geisteskrankheiten meist rasch ab, so daß man mit Irrenanstalts-Überweisung zurückhaltend sein muß.

Wenn wir von einzelnen besonders mörderischen Epidemien absehen, so muß man sagen, daß im ganzen genommen, die Influenza eine gutartige Infektionskrankheit ist. Genane statistische Zahlen kann es nicht geben, da viele Patienten, wegen der Leichtfertigkeit der Erkrankung nicht zum Arzt kommen. Die Sterblichkeit mag schätzungsweise nur 0,1 bis 0,8 Prozent der erkrankten Fälle betragen.

Die Konvaleszenz geht sehr langsam vor sich. Nach der Krankheit, auch der leichten Form, fühlen sich die Patienten oft noch wochenlang sehr matt.

Das klinische Bild der Grippe ist so außerordentlich mannigfaltig — es gleicht kaum ein Krankheitsfall dem anderen —, daß sie sich auf engem Raum nicht recht beschreiben läßt, doch lassen sich wenigstens größere Erkrankungsgruppen herausheben. Man unterscheidet etwa vier verschiedene Krankheitsformen der Grippe:

# Die Grippe-Epidemie.

Dr. med. Max Niese.

Der Ursprung des Wortes Grippe ist noch dunkel. Es ist ursprünglich ein deutsches Wort und soll vom französischen Wort „griper“ und dieses wieder vom deutschen „gripen“ gleich (er)greifen stammen. Eine andere Deutung will das Wort Grippe vom russischen „grip“ gleich Heiserkeit herleiten. Man hört wohl auch gelegentlich von russischem Katarth sprechen. Epidemisches Katarthfieber, Schnupfenfieber, epidemischer Schnupfen sind seltener gebräuchliche Bezeichnungen dieser Krankheiten. Auser Grippe gibt es noch ein zweites, besonders früher stark gebräuchtes Wort: „Influenza“ (influere gleich hineinfließen), doch machen manche Ärzte einen Unterschied im Gebrauch beider Bezeichnungen, indem sie unter Influenza nur die Krankheit verstehen wollen, die durch den von R. Pfeiffer entdeckten Influenza-Bazillus hervorgerufen wird, während sie unter Grippe die nicht epidemischen influenzaähnlichen Erkrankungen, besonders gewisse infektiöse Katarthe der oberen Luftwege, die durch andere Erreger hervorgerufen werden, verstehen. Diese Differenzierung soll im Folgenden aber nicht stattfinden. Allen in Erinnerung ist auch noch die Bezeichnung „spanische Krankheit“ oder „spanische Grippe“, die sich als eine besonders infektiöse Seuche mit stark septischem Charakter und sonstigen so ausgeprägten Eigentümlichkeiten auszeichnete, daß man sie gerne ganz getrennt von den übrigen Grippe-erkrankungen wissenschaftlich abhandelt. Interessant ist vielleicht noch das spanische Sprachbild, wie es in Südamerika teilweise gebräuchlich ist; dort spricht man von „tranceze“ gleich Schlag mit einem groben Jauchzettel, denn der Patient fühlt sich tatsächlich in den meisten Fällen wie zertrümmert. Jedenfalls wird noch immer nach einer befriedigenden Bezeichnung der Krankheit gesucht. Es ist auch der Vorschlag gemacht worden, eine „Influenza vulgaris“ einer „Influenza septica“ gegenüberzustellen.

Die epidemische Grippe ist seit dem zwölften Jahrhundert bekannt, jedoch haben wir sichere Kunde erst von der Influenzaepidemie des Jahres 1510. Es scheint so, als wenn jeder Mensch für Grippe „disponiert“ ist, jedenfalls arten die Epidemien häufig in Pandemien (gleich das ganze Volk ergreifend) aus. Die letzte große Grippe-Pandemie vom Jahre 1889/90 verlief zwar im allgemeinen mild, ergriff jedoch durchschnittlich 40 bis 50 Prozent der Bevölkerung, in einigen Orten sogar 90 Proz. In Preußen starben damals während der Epidemie bezw. Pandemie 30 000 Personen mehr als im gleichen Zeitabschnitt sechszehnjähriger Jahre vorher. Im 19. Jahrhundert breitete sich die Seuche in den Jahren 1800, 1830, 1847, und, wie gesagt, 1889/90, stark aus. Die Pandemie vom Jahre 1918, die als „spanische Grippe“ oder „spanische Grippe“ noch allen in Erinnerung steht, trägt ihren Namen nicht zu Recht, insofern sie von China über Nordamerika und Frankreich nach Spanien gelangt sein soll. Spanien machte kein Geheimnis aus dieser Seuche, sondern teilte ihre Erscheinungsart der ganzen Welt mit.

Die Gesamtzahl der in der Pandemie des Jahres 1918 und der nachfolgenden Jahre an-

Grippe gestorbenen Menschen wird auf viele Millionen geschätzt, jedenfalls sollen ihr mehr Menschen erlegen sein, als durch den Krieg auf beiden Seiten gefallen sind.

Die Inkubationszeit, d. h. der Zeitraum vom Eindringen des Erregers bis zum Ausbruch der ersten Krankheitserscheinungen, beträgt etwa zwei Tage.

Als Erreger der Krankheit wird ein von R. Pfeiffer entdeckter Bazillus genannt, welcher auch auf besonderen Nährböden gedeiht. Diese Bazillen sind aber außerhalb des menschlichen Körpers sehr wenig lebensfähig, sterben in Wasser schon in 48 Stunden und bei Austrocknung bereits nach wenigen Stunden. Daher ist es sehr wahrscheinlich, daß die Übertragung von Mensch zu Mensch durch Anhaften (Erbdämmerinfektion), oder durch gemeinsamen Gebrauch von Gegenständen (z. B. Taschentüchern) erfolgen kann.

Es ist auffallend, daß die Grippe dem Verkehr folgt, d. h. daß sie z. B. aus Rußland, welches sie wohl seinerseits wieder aus Asien bezieht, eher nach Berlin und Paris gelangt, als an die dazwischenliegenden Stationen.

Die Gesamtdauer einer örtlichen Epidemie beträgt im allgemeinen etwa drei Monate.

Bei der letzten Pandemie hat man in so zahlreichen, auch schweren Fällen, den Pfeifferschen Erreger nicht finden können, daß man Zweifel bekam, ob er überhaupt mit der Grippe etwas zu tun habe, dies um so mehr, als der Tierverlust, d. h. das Eindringen von Erregern in den Leib der Versuchstiere, keine Erkrankungen an Tierzeitige, und selbst Injektionen in die Lunge des Affen keine rechtliche Erkrankung hervorrief.

Eine sehr bedauerliche Eigenschaft der Grippe ist die Bevorzugung des Blüteaalters. Gerade die kräftigsten Menschen auf der Höhe der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit erliegen ihr häufig, speziell war dies bei der spanischen Grippe der Fall. Auch Ueberlebens der Krankheit wird leider keine Immunität erworben oder jedenfalls nur eine äußerst geringe und kurz dauernde.

Bei Schulkindern ist es von Wichtigkeit zu wissen, daß nach der Erkrankung öfters ein Stadium verminderter nervöser Leistungsfähigkeit (Müdigkeit, Unlust) folgt. Bei der Gehirngrippe haben wir leider in wiederholten Fällen auch hier in Karlsruhe die traurige Beobachtung gemacht, daß sehr gute Schüler bzw. Schülerinnen, von völligem Gedächtniszwund befallen wurden, so daß sie geistig nichts mehr in sich aufnehmen konnten.

Leidenschaftlich sagt: „Die Influenzaviruse sind schwere Nervengifte.“ So ist es erklärlich, wenn die Nervengifte derartige Veränderungen an dem Geistes hervorgerufen können. In Zeiten der Grippe muß man also auch darauf eingestellt sein, daß der Ausbruch der Krankheit auch einmal mit einer plötzlich einsetzenden Geisteskrankheit beginnen kann, was auch bei der

1. Die katarthale Grippe. Bei ihr stehen die Erkrankungen der oberen Luftwege mit hohem Fieber, Mattigkeit, Kopf- und Gliederschmerzen, Husten, heftiger Schnupfen, manchmal auch Schüttelfrost, im Vordergrund. Ferner besteht meist das Gefühl des Verschlageneins und vielfach ungewöhnlich starke Schweißausbrüche, wie sie sonst selten beobachtet werden.

2. Die pleuro-pulmonale Grippe (Brustfell-Lungenentzündung). Bei dieser Form ist, wie der Name sagt, die Lunge und das Rippenfell erariffen. Es kommt hierbei gern zur Rippenfell-Eiterung, so daß Operation notwendig werden kann. Diese Form ist sehr gefährlich, da der Lungenprozeß oft in rasendem Tempo voranschreitet. So kann z. B. morgens noch auf der Lunge nichts Krankhaftes nachweisbar sein und abends bereits der Tod eintreten.

3. Die gastro-intestinale Grippe (Magen-Darmgrippe). Im Vordergrund steht bei dieser Form das Erbrechen, Durchfälle oder Verstopfung. Der Darm kann in einer Weise erariffen sein, daß man an Typhus erinnert wird.

4. Die nervöse Form. Bei der vornehmlich das zentrale und periphere Nervensystem erariffen wird. Hierbei werden sowohl Gehirnhautentzündung mit sehr heftigen Kopfschmerzen, Benommenheit und bisweilen Nackensteifigkeit beobachtet, als auch bisweilen schwere Erkrankungen des Gehirnes selbst. Bei der spanischen Grippe konnte man im Jahre 1918 die Beobachtung machen, daß ein besonderes Nervensystem, welches nicht unserem Willen entworfen ist, nämlich der so genannte Sympathikus in besonderer Weise befallen wurde.

Die Heilung der Grippe. Ein spezifisches Heilmittel gibt es nicht. Man könnte doch annehmen, daß man mit Hilfe des Pfeifferschen Erregers ein Heilmittel herstellen könnte. Alle Versuche nach dieser Richtung sind aber gescheitert. In einzelnen, besonders gelegerten Fällen, d. h. solchen, die einen septischen Charakter hatten, hat man mit Antistreptokokkenserum gelegentlich wohl auch Erfolge gehabt, doch bleibt dennoch die Tatsache bestehen, daß es eine spezifische Behandlungsmethode der Grippe nicht gibt; vielmehr ist die Behandlung bisher eine symptomatische.

Von außerordentlicher Tragweite ist aber das Verhalten des Patienten selber. Vor allem kommt es darauf an, daß die rechtzeitig angeordnete Bettruhe auch strikte durchgeführt wird. Sind die letzten Krankheitserscheinungen vorüber, so sollten noch unbedingt acht Tage weiterer Bettruhe innegehalten werden, da in dieser Zeit — aber nur bei absoluter Ruhe — die letzten Krankheitsstoffe aus dem Körper entfernt werden, andernfalls schließt sich eine langweilige Konvaleszenz an, oder es treten Rückfälle ein. Das erste Aufstehen sollte erst dann erfolgen, wenn die Temperatur in der Abfchhöhle mehrere Tage unter 37 Grad geblieben ist. Die Grippefälle sind meist bedeutend bössartiger als die erste Erkrankung.

Wie sieht nun für Karlsruhe die Epidemie aus.

Wasser erzeugt fröhliche und mutige Menschen. Da, wo ein Strom die Naturumgrün anzieht, die durch sportliche Betätigung sich den Genuß einer reich wechselnden Landschaft verschaffen wollen, herrscht, namentlich im Sommer, ein gesundes Leben. Der Abersport ist es vor allem, der Aktive wie Zuschauer festhält. Wer das heitere Treiben an solchen Plätzen kennt, der wird auch die Begeisterung aller jener verstehen, die dem Wasserport ergeben sind.

So ist auch zu verstehen, daß der „Rheinclub Alemannia“ es zu einer immer wiederkehrenden Einrichtung werden läßt, mit einer Veranstaltung den Fonds zur Beschaffung von Bootsmaterial zu stärken.

Welche Zugkraft diese ideal gerichteten „Strandfeste“ ausüben, war klar am Samstag wieder zu erkennen, an dem die Ränne der Stadt. Festhalle in stärkster Weise gefüllt waren. Der geistige Oberleiter des Abends hatte Idee und Ausfertigung zu meistern, und man konnte leicht voraussehen, daß die Ausgestaltung unserer nächsten, dafür aber viel Aufwand an Dekoration bedingenden Festhalle durch Kunstmalers Karl Dertel wieder ein erfolgreiches Glanzstück werden würde. Zunächst wurde das Auge gebannt durch den Wald an farbigen Wimpeln, die sich von der Kuppel bis zu den Galerieräumen spannten. Letztere waren mit Andern und sonstigem schmückenden Weierwerk besetzt. Das Podium war völlig umgewandelt und verlor die Strand des grünen Rheins. Hinter dem Ufer konnte man sich die Terrasse eines Hotels denken, unter dessen südlichlich farbigen Säulen Gänge den Blick auf den deutschen Strom gleiten ließen. Es war ein reizvolles,

gut nachempfundenes Bild, das in seiner naturgetreuen Lebendigkeit immer wieder Gegenstand der Bewunderung verhehender Kreise war.

In diesem Rahmen, der voraussehend vor allem die Schönheiten des zukünftigen „Strandbades Rappnawörth“ empfunden ließ, ging eine ebenfalls von künstlerischer Dertel stammende Aufführung vor sich, die mit mancher Wendung auf das Thema „Rappnawörth“ einging und verständnisdurchdrungene Heiterkeit ausstrahlte. Es ist wohl kaum nötig zu betonen, daß die lästige-lästigen Sänaken eine unerfreuliche Rolle darin spielten. Aber auch begreiflich, daß die Alemannen-Anderer diese Art von Schanzen, die einen niedlichen „Schnafentanz“ aufzuführen, gern und freudig begrüßten. Sie standen unter der Leitung von Fräulein Heiser und waren vom Landestheater nach dem Rappnawörth geflogen. Auch die übrigen Mitwirkenden, u. a. Herr Kugel als Lautenführer, machten ihre Sache recht gut, so daß der Beifall wohlverdient war.

Inzwischen hatte die Harmonikglocke unter ihrem Leiter Rudolph im großen und kleinen Saal den Tanzlustigen Gelegenheit gegeben, ihr Können zu zeigen, während im kleinen Saal sich ein „Rheinrom-Kabarett“ naga abspielte ein „Rheinrom-Kabarett“ entwickelte, das die unterhaltende Seite durch kräftige sachlicher Prägung betreten ließ. Man begegnete tüchtigen Breittänzlern, die in Anlage, Gesang und Tanz Ansprechendes leisteten und dem Besucher die Stunden wärzten. Der starke Andrang der Besucher ließ anscheinend die Auführungen auf dem Podium nicht zu, was im Interesse der Künstler und Zuschauer zu wünschen gewesen wäre. Erwald Soltau, der die Fleur „Grand-Bouche“ gewissermaßen freier, führte sich als geistreicher und sprachgewandter Plauderer ein. Die Geschwister

Werner tanzten geschmeidig und technisch gewandt und erregten starken Beifall mit Matrosentanz, Schmetterlings-Intermezzo und Pritzelgruppen. Elsa Gärtner wußte trotz der Stimmung im Publikum noch „Stimmung“ zu wecken und brachte u. a. einen Tanzsänger zu ausgezeichneter Wirkung. Der bekannte Humorist Freyschneider konnte im Breitschneider-Duo sein großes Talent und eine wirksame Mimik entfalten. Man konnte sich so der Kleinfunkit heiter-unterhaltender Art hingeben und eine dezent-künstlerische Zerstreuung genießen, die schon einige Züge karnevalistischer Fröhlichkeit an sich hatte.

Nicht minder fidel ging es im großen Saal, dem Bierstunnel, am Stand der Maxan-Viföre zu, wo auch mancher lustig-lustige Gegenstand zu haben war, der nachher das bunte Bild glücklicher Besucher entziehen ließ. Freilich fand mancher „Ballon“ zugunsten der Kasse ein erwünschtes frühes Ende. Auch ein Büfett diente diesem löblichen Zweck.

Die rührigen und stets von Erfolg beglückten Brüder Dertel mit ihrem Stab an sportbegeisterten Mitarbeitern und Mitwirkenden durften so wiederum die Genugtuung erleben, daß ihr Beginnen zu einem guten Ende geführt worden war. Sie hatten sich der allgemeinen Anerkennung zu erfreuen, des Publikums, das einen vergnüglichen Abend bei den Alemannen erlebte und sich gern seiner erinnern wird. Sie haben aber auch die Bestrebungen des Vereines, dem edlen Abersport zu weiterer Geltung zu verhelfen und ihm die nötigen Mittel zu verschaffen, kräftig in die Tat umgesetzt. Ob „Rappnawörth“ nun Tatsache wird oder nicht, im gesellschaftlichen Lauf wurde es uns schon ein Stück vielfältigen Erlebens.

die zurzeit Frank reich, Spanien, die Schweiz usw. durchzogen hat und nunmehr auch nach Baden gelangt ist?

Auch in Karlsruhe sind einzelne Todesfälle eingetreten, aber die Gesamtsterblichkeit ist gegenüber dem gleichen Zeitabschnitt des vorigen Jahres sogar noch um etwa 50 Fälle geringer. Die Krankheit selbst ist im allgemeinen als leichte Grippe zu bezeichnen. Bei Kindern ist sie dort verhängnisvoll, wo sie mit Masern oder Tuberkulose verbunden erariffet.

Wie kann man sich vor Infektion schützen?

Im praktischen Leben wird es den meisten Menschen wohl sehr schwer fallen, Regeln zu befolgen, deren Innehaltung der Lebensberuf schlechterdings nicht zuläßt. Wer es aber durchführen kann, der gebe Grippekranken aus dem Wege, vermeide Menschenansammlungen, treibe gute Mundpflege mit den hierfür üblichen desinfizierenden Lösungen. Vor den früher üblichen Nasenpflüngen muß aber gewarnt werden, da hierdurch die Nasenschleimhäute gereizt werden und dadurch empfänglich werden für spätere Infektionen. Man schütze sich vor Erkältungen durch genaue Anpassung der Kleidung an die Witterungsverhältnisse und schütze sich auch vor Kälte und Ralte. Das Tragen dünner Strümpfe sollte in der letzten Zeit vermieden werden.

Eine vorbeugende Wirkung durch kräftigeren Alkoholgenuß ist bis jetzt noch nicht beobachtet worden. Unter allen Umständen muß aber bei Erkrankung an Grippe ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden, da bei der Mannigfaltigkeit der Art und Weise, wie die einzelnen Organe erkranken können, jeweils eine besondere Behandlung der befallenen Organe notwendig ist, die nur unter sachverständiger Leitung eines Arztes erfolgreich durchgeführt werden kann.

# Strandfest auf Rappnawörth.

Wasser erzeugt fröhliche und mutige Menschen. Da, wo ein Strom die Naturumgrün anzieht, die durch sportliche Betätigung sich den Genuß einer reich wechselnden Landschaft verschaffen wollen, herrscht, namentlich im Sommer, ein gesundes Leben. Der Abersport ist es vor allem, der Aktive wie Zuschauer festhält. Wer das heitere Treiben an solchen Plätzen kennt, der wird auch die Begeisterung aller jener verstehen, die dem Wasserport ergeben sind.

So ist auch zu verstehen, daß der „Rheinclub Alemannia“ es zu einer immer wiederkehrenden Einrichtung werden läßt, mit einer Veranstaltung den Fonds zur Beschaffung von Bootsmaterial zu stärken.

Welche Zugkraft diese ideal gerichteten „Strandfeste“ ausüben, war klar am Samstag wieder zu erkennen, an dem die Ränne der Stadt. Festhalle in stärkster Weise gefüllt waren. Der geistige Oberleiter des Abends hatte Idee und Ausfertigung zu meistern, und man konnte leicht voraussehen, daß die Ausgestaltung unserer nächsten, dafür aber viel Aufwand an Dekoration bedingenden Festhalle durch Kunstmalers Karl Dertel wieder ein erfolgreiches Glanzstück werden würde. Zunächst wurde das Auge gebannt durch den Wald an farbigen Wimpeln, die sich von der Kuppel bis zu den Galerieräumen spannten. Letztere waren mit Andern und sonstigem schmückenden Weierwerk besetzt. Das Podium war völlig umgewandelt und verlor die Strand des grünen Rheins. Hinter dem Ufer konnte man sich die Terrasse eines Hotels denken, unter dessen südlichlich farbigen Säulen Gänge den Blick auf den deutschen Strom gleiten ließen. Es war ein reizvolles,

gut nachempfundenes Bild, das in seiner naturgetreuen Lebendigkeit immer wieder Gegenstand der Bewunderung verhehender Kreise war.

In diesem Rahmen, der voraussehend vor allem die Schönheiten des zukünftigen „Strandbades Rappnawörth“ empfunden ließ, ging eine ebenfalls von künstlerischer Dertel stammende Aufführung vor sich, die mit mancher Wendung auf das Thema „Rappnawörth“ einging und verständnisdurchdrungene Heiterkeit ausstrahlte. Es ist wohl kaum nötig zu betonen, daß die lästige-lästigen Sänaken eine unerfreuliche Rolle darin spielten. Aber auch begreiflich, daß die Alemannen-Anderer diese Art von Schanzen, die einen niedlichen „Schnafentanz“ aufzuführen, gern und freudig begrüßten. Sie standen unter der Leitung von Fräulein Heiser und waren vom Landestheater nach dem Rappnawörth geflogen. Auch die übrigen Mitwirkenden, u. a. Herr Kugel als Lautenführer, machten ihre Sache recht gut, so daß der Beifall wohlverdient war.

Inzwischen hatte die Harmonikglocke unter ihrem Leiter Rudolph im großen und kleinen Saal den Tanzlustigen Gelegenheit gegeben, ihr Können zu zeigen, während im kleinen Saal sich ein „Rheinrom-Kabarett“ naga abspielte ein „Rheinrom-Kabarett“ entwickelte, das die unterhaltende Seite durch kräftige sachlicher Prägung betreten ließ. Man begegnete tüchtigen Breittänzlern, die in Anlage, Gesang und Tanz Ansprechendes leisteten und dem Besucher die Stunden wärzten. Der starke Andrang der Besucher ließ anscheinend die Auführungen auf dem Podium nicht zu, was im Interesse der Künstler und Zuschauer zu wünschen gewesen wäre. Erwald Soltau, der die Fleur „Grand-Bouche“ gewissermaßen freier, führte sich als geistreicher und sprachgewandter Plauderer ein. Die Geschwister

Werner tanzten geschmeidig und technisch gewandt und erregten starken Beifall mit Matrosentanz, Schmetterlings-Intermezzo und Pritzelgruppen. Elsa Gärtner wußte trotz der Stimmung im Publikum noch „Stimmung“ zu wecken und brachte u. a. einen Tanzsänger zu ausgezeichneter Wirkung. Der bekannte Humorist Freyschneider konnte im Breitschneider-Duo sein großes Talent und eine wirksame Mimik entfalten. Man konnte sich so der Kleinfunkit heiter-unterhaltender Art hingeben und eine dezent-künstlerische Zerstreuung genießen, die schon einige Züge karnevalistischer Fröhlichkeit an sich hatte.

Nicht minder fidel ging es im großen Saal, dem Bierstunnel, am Stand der Maxan-Viföre zu, wo auch mancher lustig-lustige Gegenstand zu haben war, der nachher das bunte Bild glücklicher Besucher entziehen ließ. Freilich fand mancher „Ballon“ zugunsten der Kasse ein erwünschtes frühes Ende. Auch ein Büfett diente diesem löblichen Zweck.

Die rührigen und stets von Erfolg beglückten Brüder Dertel mit ihrem Stab an sportbegeisterten Mitarbeitern und Mitwirkenden durften so wiederum die Genugtuung erleben, daß ihr Beginnen zu einem guten Ende geführt worden war. Sie hatten sich der allgemeinen Anerkennung zu erfreuen, des Publikums, das einen vergnüglichen Abend bei den Alemannen erlebte und sich gern seiner erinnern wird. Sie haben aber auch die Bestrebungen des Vereines, dem edlen Abersport zu weiterer Geltung zu verhelfen und ihm die nötigen Mittel zu verschaffen, kräftig in die Tat umgesetzt. Ob „Rappnawörth“ nun Tatsache wird oder nicht, im gesellschaftlichen Lauf wurde es uns schon ein Stück vielfältigen Erlebens.

die zurzeit Frank reich, Spanien, die Schweiz usw. durchzogen hat und nunmehr auch nach Baden gelangt ist?

Auch in Karlsruhe sind einzelne Todesfälle eingetreten, aber die Gesamtsterblichkeit ist gegenüber dem gleichen Zeitabschnitt des vorigen Jahres sogar noch um etwa 50 Fälle geringer. Die Krankheit selbst ist im allgemeinen als leichte Grippe zu bezeichnen. Bei Kindern ist sie dort verhängnisvoll, wo sie mit Masern oder Tuberkulose verbunden erariffet.

Wie kann man sich vor Infektion schützen?

Im praktischen Leben wird es den meisten Menschen wohl sehr schwer fallen, Regeln zu befolgen, deren Innehaltung der Lebensberuf schlechterdings nicht zuläßt. Wer es aber durchführen kann, der gebe Grippekranken aus dem Wege, vermeide Menschenansammlungen, treibe gute Mundpflege mit den hierfür üblichen desinfizierenden Lösungen. Vor den früher üblichen Nasenpflüngen muß aber gewarnt werden, da hierdurch die Nasenschleimhäute gereizt werden und dadurch empfänglich werden für spätere Infektionen. Man schütze sich vor Erkältungen durch genaue Anpassung der Kleidung an die Witterungsverhältnisse und schütze sich auch vor Kälte und Ralte. Das Tragen dünner Strümpfe sollte in der letzten Zeit vermieden werden.

Eine vorbeugende Wirkung durch kräftigeren Alkoholgenuß ist bis jetzt noch nicht beobachtet worden. Unter allen Umständen muß aber bei Erkrankung an Grippe ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden, da bei der Mannigfaltigkeit der Art und Weise, wie die einzelnen Organe erkranken können, jeweils eine besondere Behandlung der befallenen Organe notwendig ist, die nur unter sachverständiger Leitung eines Arztes erfolgreich durchgeführt werden kann.







# Unterhaltung und Wissen

## Die Windeckerin.

Von  
Anna Maria Renner.

Am Allerheiligentag des Jahres eintausend-fünfhundertundsebenundzwanzig trat Frau Guita von Windeck aus der Tür der Pfarrkirche zu Kappelwindeck. Sie hatte ihrer Magd geboten, in der Kirche, durch die es schon am frühen Nachmittag dämmerte, zu warten, und schritt nun die schmalen Wege zwischen den Gräbern hinab. Sie war gewohnt, auch die Gräber ihrer Gefindeleute oder der längst verstorbenen Dorfbewohner aufzusuchen und jedem Toten ein Vaterunser zu widmen, wenn sie alljährlich am Allerheiligentag die Grabsteine ihrer Verwandten im Chor der Pfarrkirche mit Kränzen schmückte und dem Gottesdienst anwohnte. Frau Guita war Witwe. Vor zwölf Jahren hatte sie ihren Gemahl, den ehrenfesten Junker Jakob von Windeck, drüben in Ditterswäre in der alten Kirche begraben, nach kurzer Ehe. Herr Jakob war schon den vierzig Jahren gewesen, als er die junge Domburglerin von ihrer väterlichen Burg am Bodensee nach dem Schloß am Weithang des Schwarzwaldes heimführte. In jüngeren Jahren war er ein trinkfester, rauf-lustiger Geselle gewesen, den Frauen wohl ge-nogen, aber keiner treu, immer laundurftig. Aus einer Fehde trug er eine schwere Wunde heim, die brachte ein langes Leiden, das ihn stiller machte, grüblerisch und den Büchern fründ. Bis in der jungen Guita von Domburg das Leben ihn noch einmal rief. Diejenige Kinde schenkte er alle Gut, die das brausende Leben in ihm nicht gelöst, alle Sehnsucht, die es, immer gewährend — in ihm erweckt hatte. Und Guitas junge Seele erwachte aus dem frohen Schlummer ihrer Kindheit ins große Wissen von Liebe und Tod, den beiden untrennbaren Seiten des Menschen.

Sechs Jahre lang liebte sie den Mann, der ihr, der Fräuleinwitwen, Bruder, Vater, Ge-liebter und Lehrer war, liebte ihn mit einer Liebe, die unausgesagt, unjagbar ihr ganzes Wesen durchglühete. Die Reife und Ruhe seines erhabenen Blutes erschloß ihr kindliches Herz mit sanfter Gewalt. Und die milde Heiterkeit seines abgeklärten Mannesstums war ihr Vorbild. Er war ihr Führer, Freund und Berater, und ihr Leben und die Welt stand in un-erhörtem Glanze, seit sie an seiner Seite ging. Herr Jakob fand in ihr die Gefährtin seiner hellen und dunklen Stunden. Als der lebens-lungelige Mann in die Stille seiner Burg ver-bannt ward, drohte die Schwermut ihn, den Sieghaften, zu übermannen. Aber sein junges Weib mit ihrem Glauben und ihrer Liebe ver-söhnte ihn mit dem Geschick. Da rief eine Seuche ihn rasch aus dem Leben, mitten aus sei-nen Pergamenten und seinen Plänen. Ohne Absicht war er gegangen, kein Wort hatte die Fieberhitze und der sanfte dunkle Bruder, der sie mit kühler Hand verabschiedete, dem Sterben-den und Frau Guita mehr gegnüt.

Die junge Frau fand erkrankt, lag tränen-los bei dem Tode auf der Erde und schliefte einmal um andere: „Du bist nicht tot, du kannst nicht tot sein.“ Und als der Tote drü-ber in der Pfarrkirche zu Ditterswäre unter dem schweren Stein mit dem Windeckerwappen ge-bettet war, lag Frau Guita stundenlang in der Sterbekammer und dachte: warum kann ich nicht sterben wie Frau Holt, von der Meister Gottfried singt?

Das war mehr als zwanzig Jahre her. Alles floß in eins zusammen, Erinnerung um Er-innerung sitzend auf, kreiste im Wechselreigen um Frau Guitas vereinsamtes Gemüt, das ohne Weh den Vorüberziehenden zulächelte. Denn die Windeckerin war ein stummwütiger Mensch. Sie war nach dem Tode ihres Gemahls nicht der Sitte der Zeit gefolgt, die Wittwen sich in klösterliche Stille zurückziehen hieß. Denn sie betrachtete das Leben der Beschauung, denn sie der Mensch in gezwungener Entfugung als dem

Ertrag für verlorenes Glück zuwendet, nicht als stütze Leistung, und verschmähte es, Trost für ihre Seelenqual in religiöser Betätigung zu suchen.

Daß sie nicht ins Kloster ging, machte nach einem Jahr und drüber noch zwei Freiern Mut, der ihnen aber wenig frommte. Jahr um Jahr ging hin; man sah Frau Guita die Sonntage herabkommen nach Kappel zur Kirche, die Werkstage Kranke besuchend oder Kinder beschen-ken, an den Festtagen hinübergehen nach Ditters-wäre zur Ruhestätte ihrer Liebe; sie ging stets zu Fuß die zwei Wegstunden, und wenn sie ihre Andacht verrichtet, zu Fuß zurück.

Man sah die Frau von Windeck lächeln, ja, man hörte sie lachen, wenn ein Kind in seiner Fröhlichkeit ihr entgegenlief, wenn ihre Tauben auf dem Fensterims um das Futter tritten, oder ihre Dogge bei der Heimkehr bellend an ihr emporsprang. Frau Guita war auch nicht viel schweiger als früher in ihrer glücklichen Zeit, sie sand Worte für ihre Armen, für die Gefindeleute, für die Wäite und die Weiler gleich. Keiner sah ihre Trauer, und doch war etwas um sie, das Ehrfurcht gebot. Sie weinte nie mehr, nachdem der Schmerz der ersten Monate sie tagelang geschüttelt und in Tränen vergehen gemacht hatte.

Aber sie verblutete leise, keinem gewahrt, sich selber nicht bemerkt. Sie trauerete nicht in ihrem Herzen, das doch schmerzlos erlosch. Denn sie glaubte an ein seliges Wiederfinden in einem besseren Leben und wußte sich entgegen mit ihrer Sehnsucht, je blässer die Gestalt des Ge-liebten, je leiser seine Stimme in ihrer Er-innerung wurde. „Denn was war sein Gesicht, was war seine Stimme, wenn er lagte — mein Lieb! Was war seine starke Hand anders als vergängliche Erscheinung? Seine Seele wartet meiner“, füllte sie.

Vor ihrem Geist stand an diesem Tag die ganze Zeit, die ihr den Geliebten nahe und eigen geschenkt, ein Erlebnis reichte sich an das andere, wie köstliche Perlen eines Schmuckes durch die Finger gleiten. Sie dachte des ersten Abends, den sie als junge Frau auf der Windeck in der Arbeitstube ihres Gemahls verbrachte, in seinen Büchern lächernd, seine Pläne be-trachtend. Er wollte die Schweitzerburg der Windecker, die nach dem Tod des Junkers Berthold von Neu-Windeck dem Verfall aus-gegeben war, erneuern und ausbauen. Um 1300 war die Burg auf einer benachbarten Höhe er-richtet worden, als die Familie sich trennte. Hundert Jahre später wurden beide Zweige vereinigt, als ein Windecker und eine junge Neu-Windeckerin sich die Hand reichten. Die Bestige beider Zweige waren nun wieder ver-eint und auf die Enkel, deren einer Herr Jakob war, übergegangen. Herr Jakob schaute tiefer als seine Standesgenossen in die Dinge und ihren Lauf. Er sah ein Geschlecht nach dem andern erschaffen, erlöschen oder verkommen in Armut und Verjährung. Er sah den Auf- und Niedergang alles dessen, was lebte, und hatte den Mut, auf seinen eigenen Stand die Anwendung zu machen. Er sah auch die harte Selbstlosigkeit des hiesigen Standes, die sei-nem an den großen Denkern des Altertums und der frühen Christenheit gekulden Geist unwillig erschien. Der stille, von den meisten als Sonderling betrachtete Mann spürte die Müdigkeit seiner Zeit, ahnte künftige Wan-dlungen, Ereignisse von gewaltiger Kraft, die das Bestehende hinwegfegen würden.

In trüben Stunden kam es dann über ihn wie Heimweh nach den Tagen der Vorfahren, die im Bespiel von Behagen und Fehde dahin-lebten, kraftvoll, unbesümmert, wild zuweilen, wie er selber noch in jungen Jahren gewesen. Mit dem neuen Jahrhundert schien sich manches zu wandeln. Noch merkte es keiner der Grund-herren, daß sich eine neue Zeit vorbereitete. Noch war der Gedanke von der Freiheit des Chris-tenmenschen nicht verflücht und vom hiesigen Volk auf die Leibes- und Lebensfreiheit an-

gewandt worden. Noch ahnte das geschäftige, heitere Volklein am Weithang des Schwarz-waldes und in der heiligen Ortenau nichts von den starken Umwälzungen, die sich in Mit-teldeutschland vorbereiteten. Es lebte unter der Herrschaft seiner Schirmherren, der Neuen-keiner, Hohentoder und Windecker in mildem Frohe und zufrieden, mit dem reichen Ertrag einer geeigneten Landschaft.

Aber es mandelte sich doch. Bald wußten die Zehntpflichtigen sich nach einem Mißjahr einer Abgabe zu entziehen, bald tritt ein Dorf mit Fähigkeit um ein Fißel- oder Wandrecht, und während mancher andere Herr mit Gewalt den Anspruch seiner Untertanen unterdrückte, oder knirschend sich nicht zu widersehen wagte, gab Herr Jakob willig manches Recht her, minderte die und jene Abgabepflicht, trat Ansprüche sei-ner Vorfäter ab, und fragte sich selbst zuweilen, ob er dies nun aus Einsicht oder aus Müdig-keit tue.

Vielleicht war es beides. Der Mann, dessen beste Freunde die Bürger waren, die ihm sein Weiler, der Abt von Schwarzach, verkauft oder geschenkt hatte, sah zu deutlich die Anzeichen einer Neuerung, die kommende Aenderung in den Menschen selber. Er selbst war ja kein Ritter mehr, er fühlte sich nicht einmal als Schirm-herren über eine Zahl von Dörfern und Flecken, sondern nur als Mensch, als Einzelner, als Einsamer. Daher sah er den Menschen auch im Fröner und nahm dessen Dienst mit einer lei-ten, fremden Scham.

In einer solchen Erkenntnis seiner Einsam-keit hatte er sein junges Weib gefunden, und sich in ihr warmes, frohes Wesen gestürzt. Frau Guita nahm mit der Gelehrigkeit des lie-benden Herzens ihres Mannes Gedanken auf, so neu und fremd sie ihr waren. Sie war ja so jung und ohne Bild von der Welt in die Ehe getreten, in die Gemeinshaft mit einem reifen Manne, die sie erst voll zum denkenden Men-schen machte. Herr Jakob entzündete ihr offe-nen Wesen, ihr durstiger Sinn, ihr klarer Ver-stand, und ihre unendliche Liebe stärkte ihn wie ein köstlicher Trank. Seine Entschlüsse, die er lang mit sich getragen, festigte sich. Er wollte dem Volk zu dem verheissen, was er bald selbst erleben würde. Er dachte, den Frondienst durch Vohndienst zu ersetzen, die Leibeigenschaft aufzuheben, die Abgaben auf eine bestimmte Zahl Jahre zu beschränken, die Erträge seiner Wälder den Bauern zu schenken.

Den Widerstand seiner Standesgenossen würde er bald überwinden, sie waren ja schwach und ihr Einfluß immer geringer geworden. Der Markgraf, unter dessen Oberhoheit sich die Windecker seit 1404 begeben, war ein menschen-freundlicher Fürst, der Herru Jakob gewogen war. Den einzigen Feind hatte er in seinem Bruder und den Bettlern, deren einer drüben in Bühl, der andere auf Schloß Bärenstein saß, zu bestehen. Diese wollten die persönlichen Rechte nicht geschmälert sehen. Herrn Jakobs Willen nannten sie verrückt, Frau Guita närrisch, daß sie den alten Gräber geechelt, der sein Gut und sein Herrenrecht um einer trüch-tern Einbildung willen aufgab. Familienzwist fürchtete Herr Jakob wie die Pest; seinem empfindlichen Wesen waren die harmlosen Noth-heiten der Sippe qualvoll. Sein Plan, die Neu-Windeck wieder herzustellen und dort seinen Wohnsitz zu nehmen, war entschieden. Gerade, als die Arbeit beginnen sollte, ward dem Jun-ger Jakob ein festes Haus unter dem großen Stein mit dem Windecker Wappen bereitet. Und Frau Guita blieb zurück in den hohen, leeren Gemächern.

Was ihr Gemahl im Leben gewünscht hatte, das konnte sie, die Unerfahrene, nicht ausfüh-ren. Sie begnügte sich, ihre Einkünfte den Armen zu spenden und mehr als das, ihr Wesen an die zu verweisen, die ihr begegneten. Ihr Leben gehörte ganz ihrer einen großen Liebe. In dem einen Menschen, dem sie ihre Liebe geschenkt, war ihr die ganze Menschheit

erschlossen worden. Sie schenkte sich nun allen und lebte in ihnen doch nur den einen, den Niedererfahrenen, Innernahen. Wie immer in stillen Stunden, lebte in der Windeckerin die ganze Liebe zu dem Toten auf, zu dem sie sich lehnte. —

Der Abend sank rasch. Frau Guita schreute auf und ward erst jetzt gewahrt, daß sie an kal-tem, leuchtendem Stein lehnte.

Der Novembersturm schüttelte eine Fichte, die an der niederen Kirchhofmauer stand. Ihre dunkeln Äste wehten in der klaren Luft, die dem Wind weit über die Ebene zu schweifen er-laubte. Am roten Horizonte jagten blauegraue Wolken regenreicher heran. Der leuchtende Streif Himmels im Westen machte die Ferne hell. Zwei dunkle Türme ragten in der Ebene auf. Auf der Höhe lag der Bergfried der Windeck schon im Schatten. Hinauf und hin-über wanderten Frau Guitas Blicke, wie sie an der Mauer stand, und der Wind an ihrem Schleier zerrte. Sie achtete es nicht. Der kalte Herbststurm machte sie zuweilen schauern, sie achtete des Frostschauers nicht in dem bren-nenden Weh ihrer Seele. „Wie du verlinken bist, mein Glück auf dieser Welt, so wirst auch du sinken, starker Turm.“ dachte sie. „Möde und Äste sind die geliebten Hände, das unver-gessliche Antlitz, die kraftvolle Gestalt — Staub und Sand werdet auch ihr Steine einmal sein. O, vergeß nicht und zerfallt wie alles Erdenglied, wie mein Leben; ich lebe ja selber nicht mehr in den leeren Mauern. Stürze, Turm, auf dem wir, Seite an Seite, über blühendes und herbendes Land gehaut, kurze, sinke! Was gilt mir Venz und Herbst ohne ihn? Was frommt mir Land und Besitz? Mir frommt ein Stein, eine Ruhestatt an seiner Seite, ein Grab-spruch, der mir Raft verheißt. Ich will nicht mehr! Vergieb mir, Gott, die Ungebild, doch mach' ein Ende! Warum lebst die Verlassene noch? Wohl ist es Sünde, so zu sprechen, wenn sie so schwer ist, denn laß mich leben, sie zu büßen. Wenn du aber meinen Ruf hörst, dann erlöse mich.“

Das Leuchten am fernen Himmel erlosch. Die Nacht schritt aus den schwarzen Wäldern her- vor und schlich zwischen den Kreuzen des Kirch-hofs hin. Am Kirchthor stand bleich und bebend die Magd. Frau Guita wandte sich und reichte mit einem guten Wort der Mäden ihr Tuch. Schweigend schritt sie voran den Berg hinauf.

Daß Frau Guitas Sünde vergeben ward, lehrt das Epitaph in der Kirche zu Ditterswäre: „Anno 1504 starb auf den osterdag der weise junder Jakob von Windeck, anno 1528 starb seine eheliche gemahel frouw Guita von Hom-burg, den beiden sey got gnedig.“

Etliche Jahre darauf zerstörte ein Brand das Haus Windeck, das, von seinen Herren verlassen, bald ganz zerfiel. Bergfried und Marturm schauern noch heute über die Ebene hin nach den beiden dunklen Türmen hinüber, die in ihren Mauern den Stein mit obigem Epitaph bergen.

## Rätsellese.

Drei Silben.

Seh eine Note einen halben Ton herab,  
So hast die erste Silbe du sofort,  
Nimm 1 und 2 und schlag den Kopf ihm ab,  
Dann kommt heraus ein sehr bester Sport.  
Die Note kommt in 3 nur halb zu Hande  
Und 1, 2, 3 bewohnt die kältesten Lande.

## Auflösung zum Kreuzworträtsel.

Senkrecht: 1. Kaleidoskop, 3. Ribo, 4. Grau, 7. Riede, 8. Speil, 9. Verbra, 10. Gunt, 12. Tadel, 13. Boden, 14. Sobra, 15. Lampe, 16. Tabak, 17. Elter.  
Wagrecht: 2. Aal, 5. Gin, 6. Arm, 7. Los, 9. Bug, 11. Ebenföben, 12. Telsplatte, 18. Fuder, 19. Möbel, 20. Renau, 21. Erker.

## Tagebuchblätter.

Von  
Anton Feindrich \*).

Konstanz, 28. März.  
Ich glaube, ich hab' ihn, den Frühling.  
Er ist deutsch und wohnt am Oberrhein.  
In Gottes Namen, „s' muess fleißig in der Seimet“!

Lautenburg, 29. März.  
Leicht von Frühnebeln besprengt zog die Landstraße hinter Diekenhofen unter großen Obstbäumen weiß und willig dem rasch fliehen- den jungen Rhein nach. Ich hatte rechts und links fünf Meter Uferböschungfreiheit, wenn ich mitten auf der Straße wanderte. Man muß das Leben genießen. Noch fuhren die Autos nicht. Ein hämmiges Mädchen ließ im breiten Schwung mit dumpfem Schmitz ihre Sense sich satt fressen am tauwässigen Gras einer Wiese. In dem Senfenblatt spiegelte sich beim Ansholen die Sonne, und als ich bewundernd voll so viel Saft und Kraft sehen blieb, zeigte mir das schöne Totentanzweib lachend seine starken weissen Zähne. Ich hätte Urs Graf, den Holz-schneider und Wandstreckt, bei mir haben müs-sen. Aber der ist lange tot, und die Wasser sind dessen recht froh.

Durch Schaffhausen, die bucklige Schweizer-stadt mit ihren geharnischten Brunnen und ge-malten Häusern, floß der Rhein glatt wie Del, aber in einem tiefen Grün, als ob sein Bett mit Malachitplatten ausgelegt wäre. Aber kaum hatte er die Stadt hinter sich, da verriet

er durch kurze weiße Wellen seine Aufregung. In engen Uferstellen drehten die Wasser, ängst-lich brodelnd und lodend. Geipant ging ich neben ihnen hin. Wer weiß, wie es den Was-fern zumute ist? Aber auf einmal war alles Bögen weg und kühl aufsprügend lief der Rhein durch die zehn Rundbögen der über ihn wegführenden Eisenbahnbrücke hindurch seinem größten Abenteuer entgegen. Die kurzen Wel-len wurden zu Rindeln jagender weißer Wind-hunde, und in Schnee und Gischt geschlagen setzte der Fluß in einem Miesensprung über das muschelig ausgewasene Gestein hinweg und zwischen den immer noch schwarzen Furozähnen hindurch, die ungebrochen aus dem Bogen-schaum blühten.

In tausend Gestalten suchte die Wasser ihren Weg durch die abstrühende Felswirrnis. Schiffe und Griffe leuchten im dunkeln Raß. In wil-dem Gelod drängen sich die Wasser durch enge Spalten, dann in langen Silberstrahlen über grünbewohte Steinwände, und stühende Springbrunnen steigen wie Unfug verborgener Untiere aus unmittelbaren Sprüßlöchern schief in die Luft. Vermittlerger Dunst und wehende Wasserfächer zerfetzen in allen Regenbogen-farben über dem Getöse und dem Ringen der eng verengten Wasserläufer und Felsen. Dampf brüllt der Strom in seinem Kampf mit den zwei großen Felsriffen, die wie mächtige Hellebarden der Erde seine Wogen teilen. Es stift ihm nichts. Sie stehen. Rasend bäumen sich zu beiden Seiten der Felsen die weißen Schaumtröffe.

Aber nach dem Sturz ist der Rhein stolz und fast ruhig. Nur ein wohliges Rucken durch-beißt den jeden Augenblick sich wandelnden Leib. Ein überweltliches Wehen und Säusen, im gleichmäßigen Auf und Ab einer Meeresz, erfüllt die Luft. Gelassen braust der Fluß das Lied von der Ewigkeit der Kraft.

Zwei Handwerksbüchsen saßen auf einer Bank, dem Schloßchen Kauf gegenüber. Stumm starrten sie auf das Spiel. Ihre Gesichter hat-ten einen unbeschreiblichen Ausdruck. Sie war-ten ganz offenbar auf den Augenblick, wo das Wälzen der stürzenden Schaumberge einmal aufhören müßte. Es hört nie auf. Der Rhein gehört zum Unerlöschlichen, so lange er Ufer um sich hat.

Nach Schaffhausen war der Rhein ein an-derer. Fast mämmlich schon ging er an Dörfern mit den storchennestgeschmückten Türmen vor-bei und entzog sich ernt der Annut der blühen-den Bäume hüben und drüben. Ahnungslos, in leichten Bogen, eilte er dem großen Kaufen entgegen. Dort haben sie ihn unter dem Schutz der Industriestellen mit den schmalen, har-ten Fronten in gemauerten, schaurgeraden Rin-nen gefangen, ihn der schönen Ufer entkleidet, nackt in eiserne, mannshöhe Röhren gezwungen und ihn gelehrt, was es heißt, hier unten zu sein auf der Erde.

Hier oben im Gasthaus, hoch über der fall- stigen Notzucht der Technik am jungen Strom, hat mir ein alter Israeliter ein gutes Bild ge-bracht. Man sieht da das ganz alte Lautenburg mit der einstigen schönen Steinbrücke, die hoch über dem noch nicht entmannten Rhein auf-führen vor einem rot verglühenden Abendhim-mel. Der kleine Mann mit dem ernsten Gesicht und den großen dicken Brillengläsern zitterte vor Mut, weil ihm Thoma's Schmecker aus Karlsruhe geschrieben, das Bild sei nicht von ihrem verstorbenen Bruder. „Was versteht ein dummes Weibsbild von Kunst“, schimpfte er, „und wenn es kein Hans Thoma ist, dann ist da drinnen doch alles kaputt für Zeit und Ewig-keit — und das Bild ist sein Geld wert.“

Unterwegs.  
Das Schlimmste unterwegs ist das gute Haus zweiten Ranges, das sogenannte Familienhotel.

Dieber eine Nacht Obdachlosenajyl. Es ist in-teressanter und billiger.

Rheinfelden, den 31. März.

In dem niederen Speisekellern mit der dun- keln Holzdecke saßen beim Mittagessen Schme- zler Studenten an einem kleinen Tisch. Es gab Salm von Rost. Der eine, ein blonder Fran- kfurterkopf, hocherte in dem schönen Fisch herum und redete geräzt auf seinen Gefährten ein über Niesche und die Bejahung des Lebens. Der andere, ein stiller Schwarzer, hörte auf-merksam zu, drückte liebevoll Stücke von der rosa-bräunlichen Fleischscheibe ab, belud sie sorgsam mit kleinen Hänschen von der aus-gezeichneten heißen grünen Eierstucke und führte die Gabel mit großer Andacht zum Mund. Jede Fingerbewegung an ihm war Dankbarkeit und Bejahung des Lebens.

Abends.

Diesen Morgen erschien zum Tee ein schim- melgrünes Schabzigerkrüschchen auf einem klei- nen Teller. Die Wirtn lächelte über mein Staunen vor dieser Zusammenstellung. Sie habe einen Bruder in China, erzählte sie, in ihrer Familie gebe es keine „Fischbürger“, die nur zu Hause hockten. Der Tee war goldgelb, düstig und dünn, in einer echten Kanne mit herausnehmbarer Porzellanrinne nach sacher- ständigen Angaben fast kultisch sorgsam bereitet. „Erlauben Sie“, sagte die Frau mütterlich, „stich mir ein dünnes weißes Brot mit kähler Butter und hobelte mit dem scharfen Messer eine blätterfeine Schicht des grünen harten Käses darauf. Der leichte Bodgeschmack der Ziegenmilch und der würzigen Kräuter aus den Gharnerbergen zu kleinen Schläuchen von dem ungeäuerten asiatischen Blätterkrüsch ist ein ungläublich feinnarziger, billiger Genuß. Bitte von zweierlei unverbodnen Boden. Vor- zumerken für frühe Winterstage.“

\*) Mit Erlaubnis des Autors aus dem oben im Urban-Verlag in Freiburg i. Br. erschienenen, un-gemein warmberisigen und heimatsfreundlichen neuen Buch „Tagebuch eines rein sachlichen Vagabunden“ entnommen.